

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vom Rhein

Diethoff, Ernestine

Leipzig, 1871

Der Enderle vom Ketsch. Mit Illustration von Baur

[urn:nbn:de:bsz:31-241613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241613)

Der Enderle von Ketsch.

Mit Illustration von Baur.

I.

Wer kennt nicht die obere Rheinebene, oder hat nicht zum wenigsten in Bild und Wort etwas gesehen und gehört von diesem lachenden Gottesgarten, diesem üppigen Gefilde des Segens von Basel bis Mainz und noch ein Stück weiter durch den Gau? Wie Edelsteinschnüre, dicht aneinander gereiht, ziehen sich Städte und Dörfer durch die gesegneten Fluren. In blandustiger Ferne begleiten zu beiden Seiten Vogesen und Schwarzwald, Taunus und Odenwald den mächtigen Strom, dem reichen Gemälde als Rahmen und wirksamer Hintergrund dienend, bis wo bei Bingen das Gebirge, nah an ihn herantretend, das breit anwogende Wasser in engbestimmte Grenzen bannt.

Dort wo unsere Geschichte beginnt, stülhet es jedoch noch ungehemmt, sei es von natürlichen oder künstlichen Dämmen, durch das Land.

Ueppiger Waldwuchs bedeckt die flachen Ufer des Stromes, wenn anders man von bestimmten Ufern reden kann, denn es wäre schwer zu entscheiden, wo der Wald beginnt und das Wasser aufhört.

Zahllose bewaldete Inseln („Wörthe“ nennt sie das Volk am Rhein) streut das Land über den Fluß. Zahllose Arme breitet dieser aus und durchschlingt wie mit einem Silbernetz den Wald; da und dort, wenn wir es am wenigsten vermuthen, wenn wir uns weit weg von ihm wähen, schimmert es durch die überhängenden Weiden und rauscht im selbstgegrabenen Bette ein schmaler Theil des breiten Stromes vorüber. Die mächtige Eiche und die hier heimische Silberpappel werfen ihre Schatten darüber, von Stamm zu Stamm schlingen sich die flatternden Gewinde des Hopfens und des ächten Weinstockes, welcher einzig und allein in Deutschland nur hier in dieser Wildniß vorkommt. Blühende Büsche und beerentragendes Gerank flechten undurchdringliche Lauben

über die stillen Altwasser, auf welchen die Wasserrose schwimmt, umnickt von den Federbüscheln des Schilfes.

Ja er ist schön, der Uferwald! wenn auch verschieden in seiner Schönheit vom Bergwald.

Der Bergwald, das ist der ernste, feste Mann; kraftvoll setzt er seinen Fuß, wo nur immer es gehen mag, auf die Stirnen der Berge und auf die nackten Felsrippen ihrer Seiten. Ein unermüdlicher Schaffer, überwindet er das magerste, dürrste Geröll, Leben spendend und erweckend. Ein rüstiger Kämpfer, ringt er mit Wettern und Stürmen, langsam in gedrungener Kraft wächst er heran, ein Fürst und ein Herrscher. Aber der Uferwald, das ist die zaubervolle Nixe, breit hingelagert in der Fülle ihres schönen Leibes am Stromgelände. Vielfarbig wehende Kränze umschlingen ihr Haar und ihre rinnenden Silberschleier umsäumen fabelhaft breite Blätter und Blumen. Sie ist verführerisch schön, die von den Armen des Stromes umschlungene Nymphe, verführerisch schön! Denn der Uferwald, der rasch aufschießt im feuchten Boden und unter dem milden Himmel, der Baumriesen hervorbringt in Jahrzehnten, wie der Bergwald sie nur nach Jahrhunderten zählt, er hegt böse Mächte in seinem Schooße. Unter der Fülle des Laubes und der Blüthen liegen verborgene Sümpfe, trügerisch von der moosgrünen Decke der Meerlinsen überwoben, böse Fieber brüten darunter und Myriaden von gierigen, kleinen Blutsaugern durchschwirren die von dem Dufte blühender Lindensäume und dem Gesange der Nachtigallen geschwellte Luft. Es ist wie der gefeierte Wald im Märchen, der, unter dem Schutze seiner Geister, das Geheimniß seiner zauberischen Schönheit neidisch hütet. — So ist er noch heute, der Rheinwald, heute noch, obschon die wachsende Kultur ihn immer mehr zurückgedrängt und eingehegt hat.

Aber damals, damals, als man in deutschen Landen noch „post natum Christum 1530“ schrieb, da waren Wald und Strom noch frei. Der Wald wuchs wo und wie es ihm gefiel, und dem Rheine war noch kein Weg vorgezeichnet worden mit Messschnur und Winkelmaß. Da und dort, nach Behagen, legte der Strom eine Kiesbank an, die Nist- und Brutstätte Tausender von Vögeln. Dann, was er hier freiwillig gegeben, riß er dort wieder los, und so ungefüge, daß die Baumwurzeln des losgetrennten Waldstückes gar kläglich das nackte Gefaßer hinausstreckten, bis Schlamm und Hochwasser eine neue Schutzdecke darum legten.

Das war kurpfälzisch und bischöflich speierisch Geländ. Der Uferwald

dehnte sich bis hin, wo die Sanddünen, quer das Land durchschneidend, der üppigen Pracht ihre Grenzen zogen. Wie abgeschnitten hört hier der Laubwald auf und beginnt der Kiefernwald. Da fristet er auf magerem Sandboden sein kümmerliches Leben, der poesielose, nüchterne Tagelöhner, der arme Mann. Da wiegen keine stolzen Bäume die Kronen im Windhauch, da schwanke keine Blumenbüschel um ihre Stämme. Kahl und nackt reißt sich Stamm an Stamm, heiß brennt die Sonne in den schattenlosen Wald und auf den leeren Boden. Denn von seiner geringen Habe zahlt er, wie sein menschliches Gegenbild, den größten Zoll. Nicht die Nadeln und nicht die Samenzapfen, die sein müder Herbst herabstreut, gönnt ihm der Mensch, und nicht die Sprossen, welche sein kurzer Frühling treibt, das Wild. Und Wild genug, das den jungen Wuchs und die weiche Rinde benagte, gab es im Walde. Von den bescheidenen Kaninchen in den Sandgruben der Dünen, bis zu dem Edelhirsch, der die breite Brust im Rheinstrom badete, vom Fuchs bis zum stinken Eichhorn, gab es Wild aller Gattung in Hülle und Fülle um das kurpfälzische Jagdschloß „Schwezingen!“

In Schwezingen hielt Hof Herr Ott Heinrich der Pfalzgraf bei Rhein.

Auf der Burg zu Heidelberg saß der Kurpfalz Regent, Herr Ludwig der Fünfte mit dem Beinamen der Friedfertige. Mit ihm in tiefer Eintracht hauste sein Bruder Friederich, der sich gar gern „den Weisen“ nennen hörte, ein hochgelahrter Herr.

Sonst waren andere Beinamen in Kurpfalz gang und gäb gewesen, als da sind „Ludwig der Strenge“ und „Friedrich der Siegreiche“.

Auf der Pfälzer Burg war aber heut ein ander Leben, obschon auch Ludwig seine Siege gehabt hatte, denn er war nicht immer der „Friedfertige“ gewesen. Freilich damals, als seine brüllenden Feldschlangen Burg „Landstuhl“ und ihren Ritter zerbrachen, als der Löwe im Sterben lag, da bot ihm friedfertig der Kurfürst die Hand und ließ seine Friedensfahne wallen über den Trümmern der geschleiften Sickingen Burgen und den zertretenen Planen des letzten Ritters.

Und Friedrich war auch nicht immer nur „der Weise“ gewesen. Oder war es weise gehandelt, als er jenesmal bei dem großen Turnier zu Brüssel des Kaisers Schwester Leonore zu einem nächtigen Stellbichein in ihren eigenen Zimmern veranlaßte? Kaiserliche Majestät nahm dieses ritterliche Abenteuer auch gar ungnädig auf, denn die Zeit lag in vergessenem Dunkel, da Könige und Fürsten die cour d'amour hielten und päpstliche Legaten dieses Hofes

graduirte Ritter waren. Der kleine Gott im Flügelkleide mit der Binde vor den Augen dünkte Karl dem Fünften ein ungeschickter Diplomat zu sein. Er hatte den Marschallsstab in die Hände einer frostigen Minerva im spanischen Habit gelegt, deren Mission es war, jeden unberufenen Eindringling fortzuweisen; doch der kleine Gott hatte sich unter das Ritterschild geduckt, er hatte sich eingeschmuggelt in die Ringelbahn, und trotz Herolden und Duennen bis in die Kammer von des Kaisers Schwester. Das war gegen alle Grandezza und Sitte, mit zerzausten Flügeln floh der kleine Wilde das Hoflager des fünften Karls.

Als die Königin Portugals saß die arme Eleonore, mit rothgeweinten Augen die Brüsseler Tage besetzend, bei den Andachtsübungen des Kiffabonner Hofes, und als dann die Verwitwete dem galanten Valois, ein unliebsames Andenken an die spanische Gefangenschaft, nach Paris folgte, was hatte sie da nicht Zeit und Muse, den schönen Friedrich von Kurpfalz zu betrauern, denn Franz der Erste war zwar ein Muster der Chevalerie, nur war es nicht gerade seine Königin, welcher er seine Huldigungen weihte.

Herrn Ott Heinrich aber kam es nicht ungelegen, daß sein Ohm noch immer nach der verlorenen Kaiserbraut seufzte und darüber seine dänische Dorothea links liegen ließ, daß der friedfertige Ludwig ein trauernder Wittwer war und beide Pfälzer zwar lange lateinische Verse und Betrachtungen, aber keine Schaar kraftvoller Kinder in die Welt sandten. Dem Neffen von Pfalz-Neuenburg, Herrn Ott Heinrich, war mithin der Kurhut gewiß und er konnte in seiner Anwartschaft leben nach seines Herzens Behagen.

Sein Behagen trieb ihn aber nicht dazu, lateinische und griechische Disputationen anzuhören und mitzumachen, oder sich in die kunstvoll gedrechselten Perioden der Hofkanzlei zu vertiefen. Es trieb ihn weit mehr hinaus in Wald und Feld. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn wie weiland Nimrod, und der Forst von Schwegingen bis an den Rhein auf und ab bot seinem Hange und Herzen Genüge.

II.

Im Saale zu Schwegingen war das Mittagmahl beendet; nur noch mit etlichen Genossen hielt der Pfalzgraf Nachtrunk; denn es waren ihrer Mehrere, die sich beeilten, Das tapfer nachzuholen, was sie bei Tische Essens halber versäumten. Das Versäumniß mußte wohl groß gewesen sein, denn die fünf

Cumpane hielten sich wacker zum Becher. Zu was auch hingen sonst an den sonnigen Hügeln der Kurpfalz die lachenden Nebfelder, wenn man Gottes Gabe schnöde verschmähen sollte?

Da aber Niemand zwei Herren dienen kann oder sollte, so konnten sie auch dem Gespräch nicht obliegen und überließen es daher ganz ungeschmälert dem Pfalzgrafen und dem Manne im spanischen Habit, der mit ihm im Fenster stand.

Wäre Ott Heinrich auch nicht ein Pfalzgraf bei Rhein gewesen, so hätte ihn doch männiglich einen „sauberen Gefellen“ genannt. Er war stramm und fest von Wuchs mit hellen Augen und Haaren.

Er trug ein grünes, genesteltes Wamms mit übergeschlagenem Kragen, lose und behaglich nach altdeutschem Schnitte. Die faltige Hose stach in den bis übers Knie gezogenen Reiterstiefeln, ein breites Jagdmesser trug er am einfachen Lederrücken und bildete so einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Gesellschaftler. War Alles an dem Pfalzgrafen schlicht und bequem, wie es sich für einen Waidmann schickte, so bot der Andere in seiner steifen spanischen Hoftracht das Bild der zugeknöpftesten Unnatur. Es war ein langer, hagerer Mann mit einem so martialisch gedrehten und gewichsten Schnarrbart, daß man die kleinen Kinder hätte damit zu Bette jagen können. Zugeknöpft bis an den Hals, ließ der schwarze Sammet des Collets nur die weiße, großgefaltete Krause hervordringen, auf welcher der Kopf des Mannes, wie jener des Täufers, auf einer Schüssel zu liegen schien. Die gesteppten Kleider und die Watte hatten ihr Möglichstes gethan, um Brust und Unterleib die würdevolle Form eines Fasses zu geben, welches auf zwei mit seidenen Strümpfen überzogenen Pfählen aufgepflanzt war. Erst wieder an den Schuhen machte die Breite sich geltend in der Windmühlenform der feuerrothen Schleifen. Den langen Stoßdegen trug der Mann auf eine dem Nebenmenschen sehr gefährliche Weise, denn von dem gewaltigen Wulst um die Hüften stand der Degen so weit ab, daß seine vorbringliche Spitze jedes Mannes Beine und jeder Dame seidene Röcke und Schlender bedrohte.

„Haben Eure Gnaden schon gehört, daß die Doctin der griechischen und lateinischen Sprache, die celebra Olympia fulvia Morata in Heidelberg angekommen ist?“ fragte der Schwarze in Wort und Betonung, welche bewies, daß dieses Hidalgo Wiege weder am Manzanares noch am Tajo gestanden, sondern weit eher am nachbarlichen Neckar.

„Es ist mir auch weiter kein wichtig Ding“, antwortete der Pfalzgraf. „Ach mein, ein Mund wird d'rum nicht fußlicher, daß er Latein spricht.“

„Die Italienerin soll ein gar besonders schönes Weib sein und die Freundin der Vittoria Colonna“, fuhr der Andere fort; „der Pfalzgraf Friedrich ist ihr mit einer Schaar Edler zu Pferd entgegen geritten und hat sie in einer lateinischen Rede bewillkommnet, worauf die Olympia Sr. Gnaden geziemender Maßen in einer griechischen Rede gedankt und Heidelberg mit dem wieder- auferstandenen Athen verglichen hat.“

„Nun, und was haben denn die Edeln dazu sich auf gut Deutsch gedacht, Junker von Handschuhsheim?“ fragte der Pfalzgraf.

„Wohl mancherlei“, antwortete der Andere, „aber laut werden ließ es Keiner aus schuldigem Respect. Nur der Landschaden rief: So sei's ihm bitter leid, daß die Italienerin nicht zu Wasser herabgekommen sei durch seinen Zoll, er hab' ihr wollen einen ganz andern Willkomm machen, denn mit lateinischen Brocken —“

„Der Landschaden ist ein wüster Gesell“, entgegnete der Pfalzgraf, „kurfürstliche Durchlaucht wird wohl gewußt haben, warum Sie der Welschen den Wasserweg widerrieth.“

„Da Ew. Gnaden vom wasserfahrenden Frauenzimmer reden“, sprach der Handschuhsheimer, „so wollt' ich doch fragen, ob Sie derselben Dirn nicht mehr inne geworden sei, der das Wasserfahren schier übel bekommen ist?“

Der Pfalzgraf drehte sich um und trommelte mit den Fingern an den runden Fensterscheiben, welche gar gefährlich und bedenklich in ihrer Bleimrahmung dazu klirrten.

„Nein“, sprach er kurz.

Der Junker von Handschuhsheim lachte wie ein Satyr.

„Ew. Gnaden wissen die Occasionen noch nicht genug zu benützen“, sprach er. „Mitten im eistreibenden Rhein zerschlägt sich der Bauernnachen an einer Scholle und Ew. Gnaden heben selber das sinkende, todtblasse Mägdlein ins Schiff. Das ward von dem Flußgott Nereidus dem Held Achilleus, wie weiland die Magd Briseis, zugeworfen. Das Griechenkind kann schier nicht schöner gewesen sein in dem Lager von Troja, und ich freu' mich der Blume, so meinem Herrn auf den Weg fällt. Aber was geschieht? Ew. Gnaden geben ihrer Victoria Valet und lassen wie ein Heiliger das Dirnlein ziehen, damit Sie wie ein Schäfer ihr nachgirren können.“

Der Pfalzgraf hatte während der Rede, auf deren elegante Form der Handschuhsheimer sich nicht wenig zu gut that, unaufhörlich die klirrenden Scheiben bearbeitet; eine tiefe Röthe hatte mit einemmale sein jugendliches Gesicht bis unter die Stirnhaare übergossen, er bemühte sich vergeblich eine

gleichgültige Haltung anzunehmen, denn der Andere schien offenbar eine wunde Stelle getroffen zu haben.

„Ihr könntet Eure Zunge im Zaum halten“, sprach er ärgerlich, „das Mädchen sah ehrbar aus und nicht wie eine leichte Beute.“

Der Junker lachte grell auf und faßte mit beiden Händen seinen Schnurrbart, als wollt' er sich daran in die Höhe ziehen.

„Ew. Gnaden sind noch gar jugendlichen Alters“, sprach er; „wenn Sie noch ein paarmal die Blätter haben fallen sehen, dann werden Sie es wissen, das die bestqualificirten Weiberherzen sich in eines Cavaliers Halskrause oder spanische Schuhschleife verfangen.“

„Mir wär's unlieb, wenn ich so gering von den Weibern denken müßt, wie Ihr!“ sprach der Pfalzgraf.

„Haben Ew. Gnaden schon andere Erfahrungen gemacht?“ fragte der Junker höhnisch.

„Ich hab' eine gar fromme Mutter gehabt“, antwortete Ott Heinrich, indem ein Strahl der Rührung über sein frisches Antlitz lief, und der Ton, in welchem er diese einfachen, sieghaften Worte sprach, war so warm und innig, daß der Junker weder einen leichtfertigen Spott, noch ein mythologisches Gleichniß darauf finden konnte.

Aber Ott Heinrich war noch eine von jenen spröden Jünglingsnaturen, welche sich noch nicht so vollständig aus den Flegeljahren herausgeschält haben, daß sie nicht meinen, sie hätten sich einer weicheren Stimmung zu schämen und müßten durch rauheres Wesen die vermeintliche Unmännlichkeit vergessen machen, dem Knaben gleich, welcher für sein Schwesterchen oder seine Gespielin mühsam am erkletterten Felsen Beeren und Blumen bricht, sie aber dann der Wartenden wie trotzig vor die Füße wirft.

Dieses unbehagliche Gefühl überkam den Prinzen wie Neue, daß er dem Junker und seiner Spottsucht eine der hellen, weichen Seiten seines Wesens gezeigt. Er ward ärgerlich und verstimmt.

„Was ist das für ein Gelärme?“ fuhr er auf, indem er hastigen Schrittes gegen die Thüre trat, von welcher her lautes und heftiges Sprechen ertönte.

Die Herren vom Zechtißch waren ebenfalls aufgestanden, denn der Lärm drang sehr wenig Hofmässig in den Saal; sie wollten nicht d'rum kommen um das Schauspiel balgender Knechte, welches sich möglicherweise vor ihnen entfalten könnte. Da trat, aufgeregt, mit erhitztem Gesichte, der Kellermeister ein.

„Was ist's? Was soll's?“ herrschte der Pfalzgraf dem Eintretenden entgegen.

„Die Ketscher Bauern, Ew. Gnaden, sind abermalen da und mit ihnen ihr Bürgermeister, der Enderle“, antwortete der Mann.

„Jag' sie zum Teufel!“ rief ärgerlich der Prinz.

„Ich hab' dem Volk schon Vorstellungen genug gemacht“, sprach achselzuckend der Kellermeister, „sie wollen aber keine Acht d'rauf haben, und der wilde Enderle schwört Stein und Bein, daß er kein Haar breit weichen wolle, bis er Ew. Gnaden gesehen habe.“

„Nun, was will er denn?“ fragte Ott Heinrich.

Aber ehe der Kellermeister noch antworten konnte, rief Einer der Zecher mit rauh und heifer klingender Stimme dazwischen:

„Laß sich Ew. Gnaden das Bauerngeschwäg nicht bekümmern, die von Ketsch sind ein sonderlich frech Gesind, das in allweg ein groß Maul hat von wegen dem Wildbann und Wildschaden. Sing's nach des Bauern Sinn, so müßt' der Adel die Jägerei aufgeben und könnt' Kühe und Gänse treiben. Ew. Gnaden woll' Denen einen kurzen Bescheid geben, auf daß sie das Wiederkommen vergessen und ein adelig Revier nimmer molestiren.“

Der so sprach, das war ein unterseßter, roh und gemein aussehender Gesell mit einem struppigen rothen Bart und Haupthaar. Bekleidet war er noch in die verschollene Pracht vergangener Jahrzehnte. Unförmliche Pluderhosen umhingen seine Beine, ein geschlitztes und gepufftes Wamms sah aus dem offenen Lederkoller hervor, ein sammetnes Barett mit feuerrother Feder saß weit zurückgeschoben auf dem ungekämmten Haar. Aber all die lustigen Farben, das Grün, Gelb und Roth der Puffen und Besätze war gleich verschossen und vertragen, und es gehörte selbst kein besonders kritisches Auge dazu, um nicht etliche dunklere Flecken in den zimmetfarbenen Pluderhosen zu entdecken. Das war ein Ebler von Hirschhorn, ein ungerathenes Reis am alten stolzen Stamm. Er hätte, wenngleich ein jüngerer Sohn, doch stattlich leben können auf seinem Erbe. Das aber war nicht nach Hans Adams Geschmack. In wüsten Kriegslagern trieb er sich herum, bald in Welschland, bald in Deutschland, sein Erbe rollte ihm aus dem Würfelbecher und versank im Weinsäß. Seine Ehre war zerschliffen und durchlöchert wie die mannichfachen Fahnen, hinter welchen er hergezogen, ein adeliger Lanzknecht. Die Werbetrommel rief ihn nur zu wüsten, wilden Gelagen und Freibeutereien bald dahin, bald dorthin. Er kannte kein Vaterland mehr und kein Gesetz, bis seinem Heldenleben eine Kugel, welche seinen linken Arm zerschmetterte, ein Ende setzte.



Der Enderle von Ketsch.

„Der Hochwürdigste Herr Bischof“ u. s. w. (E. S. 68.)

Da trieb's ihn wieder heim, und wie er ehemals in den Gezelten und offenen Straßen lungerte und wegelagerte, so lungerte er jetzt herum an den kleineren Höfen und auf den Edelsitzen der Fürsten und Herren.

Wer es nicht gar genau nahm, den konnte der Hans Adam von Hirschhorn wohl gut unterhalten beim Weine von allerlei Schwänken und Kriegsfahrten, aber scharf nehmen durfte man es eben nicht, weder mit der Wahrheit, noch mit der Sittigkeit.

„Ew. Gnaden mag ein Exempel statuiren“, fuhr er fort, „und den Bauern mit der Hundspeitsche wieder hinter den Karren treiben.“

Da kam abermals ein Diener mit der Meldung, die Bauern wollten keine Ruh mehr geben, sie wollten den Pfalzgrafen sprechen.

Aergerlich trat Ott Heinrich hinaus in die Flur; er wollte seinen Genossen und den Bauern zugleich den Mann und den Herrn zeigen. Dann war es noch ein weiterer Sporn seines Aergers, daß die Bauern sich beikommen ließen, in seine Wild- und Waldgerechtigkeit einzureden, denn die Lust am edlen Waidwerk war Herrn Ott Heinrichs größte Leidenschaft bislang gewesen.

III.

Draußen im Schloßhof standen die Mannen, die gekommen waren, schwere Klagen zu führen gegen den Wildschaden, welcher ihre Aecker, die sie mühsam im Schweiß ihres Angesichts bebauten, verdarb. Zum fünften Male waren sie heute da, entschlossen, sich nicht wieder abweisen zu lassen, wie die vier vorhergehenden Male.

Es waren lauter kräftige, sonnverbrannte und arbeitgewohnte Gestalten, mit derben Fäusten und breiten Stirnen. Jeder der Mannen trug seine Art in der Hand, wie es sich schickte für den Waldbauer; in jedem Gurt stak ein breites, handliches Messer, denn die Zeit lag noch fern, da das Tragen der Waffen dem Bürger und Bauern untersagt ward.

Einer aber ragte hervor unter den Männern, wie ein Eichstamm aus anderem Gehölz: das war ein Mann von mittlerem Wuchse und in der Vollkraft der Mannheit. Unter keinem adeligen Kürass behnte sich eine breitere und hochgewölbtere Brust, aus keinem federumwallten Helme blickten ein paar stolzere, muthigere Augen hervor, als unter der flachen Mütze des Bauern. Es war eine prächtige Gestalt, der Bürgermeister Enderle von Ketsch. Einen

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten.

schönen Kopf trug er aufrecht und frei auf dem starken Nacken. Er war ein Bild der selbstbewußten, fast übermüthigen Kraft, wie er so da stand in Hemdärmeln (denn der Tag war drückend heiß), die Axt über die rechte Schulter geworfen und daran das Wamms gehängt, den linken Arm in die Seite gestemmt, fest und trotzig den rechten Fuß auf der Schwelle der fürstlichen Treppe.

Glühend heiß sandte die Sonne ihre Strahlen in den gepflasterten Schloßhof. Die Männer hatten einen guten Marsch gemacht in der Mittagsgluth und standen jetzt schon stundenlang im Hofe, den gaffenden Knechten und Jägern preisgegeben.

Sie wischten sich mit der umgewendeten Handfläche den Schweiß von den gefurchten Stirnen, sie horchten nach dem Bechergeklirr im Saal und blickten sehnsüchtig in das kühle Steingewölbe der Vorhalle, in welches einzutreten der Haus- und Kellermeister ihnen untersagt hatte.

„Enderle, zieh Dein Wamms an, wir könnten allbott beschieden werden“, mahnte Einer der Bauern den Bürgermeister.

„Ich mein', ich hab' noch Zeit, bis es dem jungen Herrn gefällt, uns vorzulassen; einstweilen will ich aber nicht aus Respect noch ganz verschmelzen“, antwortete der Enderle.

Er legte eine besondere Betonung auf das Wort „jung“, damit beweisend, daß seine Ansichten vom Patriciat noch in urältesten, primitivsten Anschauungen wurzelten, nach welchen der Junge dem Alten immer ein gewisses Vorrecht zugestehen mußte.

„Das Warten wird mir jetzt schier zu lang; ich mein', wir gehen wieder heim“, sprach einer der jüngern Männer.

Der Enderle blickte den Sprechenden scharf an.

„Ich denk', wir versäumen mehr, wenn wir gehen, als wenn wir bleiben“, antwortete er kurz.

„Herr Gott, Enderle, sie kommen, zieht Euer Wamms an!“ mahnte in erschreckter Ehrfurcht der junge Bauer, indem er selbst zur Bervollständigung seines hofmäßigen Auftretens das kurzgeschnittene Haar glatt in die Stirne strich.

Der Enderle nahm gemach die Axt von der Schulter, die Bauern drängten sich zusammen, denn oben ward die Saalthür aufgerissen und klirrende Sporen tönten auf dem Estrich. Ehe aber der sich nicht übereilende Bürgermeister

den Aufforderungen seiner Gefährten nachgekommen war, trat schon Herr Ott Heinrich aus einem Gange heraus gegen die Treppe, hinter ihm drängten sich seine Gefährten.

Der Enderle stand straff und fest neben den ungeschickt sich verbeugenden Bauern, sein Auge hielt den Blick des jungen Herrn aus, welcher, nicht allzuwohl gelaunt, den Mann in Hemdärmeln traf.

„Ihr seid der Enderle von Ketsch?“ fragte er leichtthin.

„Ich bin meines hochwürdigsten Herrn Bischofs von Speyer Bürgermeister in Ketsch“, antwortete er.

Der Handschuhshheimer blickte von seiner Halskrause herab höhnisch auf den Sprecher.

„Das ist eine gar fürnehme Person, Ew. Gnaden“, sprach er. „Sollt' man eine solche Ambassade nicht mit mehr Courtoisie empfangen und die Junker von Mistgabeln und Heurechen in den großen Saal führen?“

Ein wieherndes Gelächter belohnte diesen feinen Witz, über des Enderle Stirn zuckte es blutroth, aber er hielt an sich.

„Wir Mannen von Ketsch sind glücklich, daß wir Ew. Gnaden unsere unterthänigsten Vorstellungen von Mund zu Ohr machen können“, sprach der Enderle, an den Pfalzgrafen sich wendend, „und so verhoffen wir, daß unser Anliegen eine gute Statt finden soll.“

„Nun, und was wollt Ihr?“ fragte der Prinz.

„Wir sind eine arme Gemeinde“, begann der Bürgermeister aufs Neue. „Wir haben mit Müß und Noth das Waldland umgebrochen und gerodet, daß es uns, unsern Weibern und Kindern Brod gebe und Nahrung. Es ist kein groß Brod, das in unsern Backöfen gebacken wird, und reicht just aus zur Noth. Aber es will nimmer langen, seit der Wildstand uns so gar großen Schaden thut und unsern Kindern das Ihre nimmt. So wollen wir denn Ew. Gnaden gebeten haben, daß Sie sich unsrer erbarmen und Ihren Wildstand verringern wolle, ingleichen Dero Förstern und Hüttern bedeuten wolle, daß sie unserer Marken und Felder mehr Schonung tragen.“

„Ihr waret beschwigen schon zu Heidelberg?“ forschte Ott Heinrich mit krauser Stirne.

„Ja, aber eine kurfürstliche Hofkammer hat uns bedeutet, daß sie sich nicht in Ew. Gnaden Separat-Rechte und Gut zu mischen habe, daß wir sollten bei Ew. Gnaden submissiv den Gnadenweg einschlagen, da kein Rechtsweg zu finden.“

„Und Euch auch von Rechtswegen nicht zusteht, uns Vorschriften machen zu wollen, wie Ihr in Heidelberg gethan“, warf Herr Ott Heinrich dazwischen.

„Halten Ew. Gnaden nur Dero Gerechtsame aufrecht“, rief der Junker von Hirschhorn, „sonst möcht es dem Bauern gefallen, daß er vorschreibe, wie viel Stück Wild in einem fürstlichen Wald laufen und hegen darf.“

„Der hochwürdigste Herr Bischof, an welchen wir uns in unserer tiefen Bekümmerniß gewendet, hat uns von dem Bruchsaler Amtmann ein Schreiben an Ew. Gnaden ausfertigen lassen, darinnen unsere Noth klärlich beschrieben“, nahm der Enderle wieder das Wort, indem er dem Pfalzgrafen einen zierlich gefalteten Brief überreichte, von welchem ein fast handgroßes Siegel mit den Thürmen von Speyer und dem Krummstab herabhing.

„Wir haben mit dem Bischof von Speyer Nichts zu verhandeln durch den Mund seiner Bauern, noch Schreiben zu empfangen, die uns durch solche Hände zukommen“, sprach der Pfalzgraf, hochmüthig sich abwendend; „Mukenhäuser, laffet Euch den Wisch geben!“

Der Geheimschreiber nahm den Brief und steckte ihn bedächtig in die Ledertasche, welche ihm vom Gurt hing.

„Wenn des Bischofs Hochwürdigkeit Etwas für ihre Untertanen thun will, so soll sie den Bauern einen Hag um ihre Aecker bauen und die Felder segnen, daß kein Wild mehr d'rauf tritt. Es soll seiner Hochwürden auch nicht viel mehr kosten als Meß und Gebet, denn der Glaube thut Wunder!“ spottete der Handschuhsheimer.

„Euer Landesherr soll Euch den Schaden ersetzen, uns geht's nichts an!“ rief Ott Heinrich, indem er sporenklirrend in die Flur hineinschritt, denn das glühende, weiße Licht, welches der gepflasterte Hofraum und die weißgetünchten Mauern des Schlosses zurückwarfen, traf unangenehm Augen und Stirn des Prinzen, drinnen aber im Saal mit den tiefen Fensternischen, welche das schimmernde Nebelaub umspann, war es hübsch schattig und kühl.

„Herr Pfalzgraf! Herr Pfalzgraf! Ihr müßt uns hören!“ rief der Enderle dem Fürsten nach, hinter welchem die schwere Eichthür klappend ins Schloß fiel.

Der Geheimschreiber legte dem Manne die Hand auf die Schulter.

„Gebt Euch zufrieden, es wird nicht gar Alles umsonst sein“, sprach er.

„Bäuerlein, Bäuerlein, mach, daß Du heimkommst!“ rief der Handschuhsheimer, „Deine Gesandtschaft könnt' ansonst mit einem schwereren Kettlein bedacht werden, als man den Ambassadoren gemeiniglich schenket!“

„He, Bauer!“ rief der von Hirschhorn, „hat Dir der Truchseß die Rebeller- und Herrnlust noch nicht genugsam ausgeklopft?“

„Nein!“ rief der Bürgermeister der höhrenden Schaar zu, mit einer so gewaltigen, dröhnenden Stimme, daß seine Genossen sich scheu zusammen drückten und die Herren auf der Treppe ganz verwundert aufzuhren. „Nein! all die Ströme Bauernblutes, die geflossen sind im Blachfeld und auf dem Nichtplatz, sie können des Bauern Recht nicht wegschwemmen, noch die Flecken von den adeligen Schildern wischen und die gebrochenen Eide wieder kittern!“

„Höll und Teufel!“ brüllte der Hirschhorner und sprang die Stufen herab gegen den Bürgermeister; „Mukenhäuser! in's Dreiteufels Namen lasset mich los!“ schrie er, kirschroth vor Zorn, indem er die Hand des Geheimschreibers von seinem Puffenärmel zu schütteln suchte.

„Ihr guten Leute gehet heim, eh' es schlimmer wird!“ rief der Mukenhäuser den Bauern zu, welche schon ehe diese Aufforderung an sie geschehen war, eiligst den Rückzug angetreten hatten und verwundert aus sicherer Ferne nach ihrem Bürgermeister starrten, welcher kalten, festen Blickes den tobenden Junker maß.

Der Handschuhsheimer konnte seine Spottsucht nicht mäßigen.

„Junker Hans Adam!“ rief er, „Ihr habt Euer Barett verloren, oder habt Ihr's nur weggeworfen, auf daß Eure Victoria Euch um so besser mit dem Lorbeer beikommen kann, den Ihr jetzt zu verdienen gehet?“

Ein giftiger Blick traf den Pseudo-Spanier und eine Fluth von Schimpfworten den Bauern.

„Hochgelahrter Herr! haben wir Nichts zu hoffen?“ wandte sich der Bürgermeister jetzt an den Geheimschreiber.

Der zuckte verlegen die Achseln.

„Herr Mukenhäuser, saget ihm doch, daß er die Peitsche zu hoffen hat, sofern er noch länger bleibt“, rief der Handschuhsheimer.

„Dann schaff ich mir selber mein Recht und hoff nur auf meinen Gott und auf mich“, sprach dumpf grollend der Bauer, warf die Art wieder über die Schulter und verließ den Hof.

„Was! Lasset Ihr den so ziehen?“ kreischte der Hirschhorner.

„Ich meine, Ihr solltet's auch thun!“ rief der Mukenhäuser, „wasmaßen unsere und Sr. bischöflichen Gnaden gegenseitige Concordia ohnedies auf so schwachen Füßen steht, als daß wir sie nicht geziemender Maßen respectiren sollten.“

IV.

„Wir wollen uns selber unser Recht schaffen!“ hatte der Enderle gesagt, als er mit seinen Gefährten unverrichteter Dinge wieder heimgezogen war. „Wir schaffen uns selbst Recht!“

Die Männer waren gedrückt und muthlos von der fürstlichen Treppe zurückgetreten, ihres Bürgermeisters Reden dünkten ihnen jetzt selbst gar vermessen und gewagt. Was hatte er den adeligen Herren die den Bauern gebrochenen Schwüre vorzuwerfen, von welchen das Elsaß, Franken- und Schwabenland widerhakte?

Zwar waren die Burgen aufgeflammt und die Bauernfäuste hatten auf den Rathstisch der freien Städte geklopft, daß die erschrockenen Geschlechter von den Stühlen flogen, noch kein Jahrzehnt war seitdem vergangen, doch war es stille geworden davon; der Bauer hatte es wieder gelernt, sich unter das Joch zu beugen und schwere Buße bedrohte Den, welcher die Erinnerung wieder wach rief an die „hellen Haufen“.

So wollte es die Männer in ihrem gebrochenen Muth fast bedünken, als ob sie Unrecht zu fordern gekommen wären. Aber als sie in ihr Gemark traten, als sie durch die Ackerzeilen schritten und das verwüstete Feld zu beiden Seiten sahen, Hanf- und Kobläcker wie vom Hagelwetter zerschlagen und zerrissen, die Brodfrucht zermüht und zertreten von den wilden Sauen, da schwoll ihnen wieder das Herz von Bitterkeit und Haß.

Mit dem Haße aber wuchs der gesunkene Muth und der Enderle fand willig Gehör, als er seinen Plan den Männern mittheilte, als er sie aufforderte, ihr Haus- und Eigenthumsrecht zu gebrauchen, sich zu rächen an den höhniischen Schranzen und ihrem Uebermuth den Trotz des Bauern entgegen zu setzen.

Nicht wilde Empörung wollten sie versuchen, nur ihr Hausrecht wahren vor dem fremden Schädiger ihres Gutes.

Seines Bischofs Schutz war der Enderle gewiß, denn die leichtfertigen Reden, welche des protestantischen Pfalzgrafen Umgebung geführt, waren dem Bischofe hinterbracht worden und diese waren eben auch nicht dazu angethan, den geistlichen Herrn freundschaftlicher gegen seinen Grenznachbar zu stimmen.

Der Abend war lau und mild, als das Wild heraustrat zur gewohnten Aesung auf die Ketscher Felder und Gemark. Still schwammen im dunklen

Blau die vom Mond hellbeglänzten Wolken am östlichen Himmel, während im Westen noch der letzte orangefarbene Streif der gesunkenen Sonne allmählig verglomm.

Alles war still, nur da und dort zirpte eine Grille oder rauschte ein heimkehrender Vogel durch das Laub. Die Fledermaus schwirrte um die Büsche und flatterte ängstlich zurück, wie sie hinter jeden Busch einen Mann stehen, und den letzten Schimmer des bleichen Tageslichtes auf rostige Luntens Flinten und Partisanen fallen sah. Flatt're vorbei, graue Schwärmerin, dir gilt es nicht!

Da knackte es in den Büschen, erst ferne und schwach, dann nah' und immer näher, hier und dort. Es brachen vor aus dem Walde mit leichtem zierlichen Sprung und mit wüstem Gegrünze Eber und Reh.

Da stand der Rehbock am Waldrand und hob schnuppernd die Nase nach dem süßen Dufte des Klee, da sprang auch die Rehgais vor und um sie die zierlichen Jungen; erst ein paar Sprünge, dann steht sie still, ob keine Wäher mehr im Heu sind, — 's ist Alles still. Die Fledermaus schwirrt vorüber, sie hat mehr gesehen, aber Hanf und Klee laden so betäubend, verführerisch duftend. Da und dort kommen sie hervor, wie sind ihrer so Viele!

Aber jetzt dringt es krachend und prasselnd durch die Büsche, schnaubend kommt es näher, abgestreifte Zweige in dem stattlichen Geweih hängend, tritt der Edelhirsch hervor.

Das ist der Ahtzehnder mit der zottigen Brust, den der Pfalzgraf hegt für einen fürstlichen Schuß. „Laß ihn heranstreten in die Richtung!“ — „So!“

Der Hirsch tritt heraus, da flammt ein greller Lichtstrahl auf, er stutzt, er will sich wenden. — Da bricht es los! — Geheul und Geschrei von allen Seiten, als wären die Büsche lebendig und jeder Stamm ein bewaffneter Mann, jedes Blatt ein schreiender barfüßiger Bube geworden.

Wohin? — dahin? dorthin? — überall diese schreienden Unholde mit Klappern und Stecken, der Hirsch setzt über sie hinweg, hindurch. — Aber dort knieet Einer, die Hemdärmel bis an die Schulter aufgekrempelet, fest wie die Sehne der Armbrust sind die Muskeln des Armes gespannt und gestrafft, fest blickt das trotziges Auge dem edlen Thier entgegen. Schreiend stäuben die Buben auseinander, da klingt die Sehne, und von ihr pfeisend durch die Luft geschnelet, schwirrt der Bolz. Im Sprunge trifft er den Hirsch, der bricht zusammen mit einem tiefen Wehlaut — das war der Fürstenschuß!

Jetzt kommen die Buben wieder herbei, sie wollen heut auch Jäger sein,

nicht bloß Treiber; wie eine tolle Meute fallen sie den wunden Hirsch an mit ihren Messern, der schlägt um sich mit der letzten Kraft — umsonst — sie halten ihn gepackt, die kleinen Schlächter, und unter ihren Messern, unter den auf seinem stolzen Leibe herumtrappelnden Barfüßigen verendet der Fürst der Wälder.

Das war der Bolz von des Enderles Armbrust. Aber die Jagd geht weiter. — Da und dort kracht ein Schuß, da rennt ein stattlicher Bock wie toll und blind in die Partisane eines der Bauernschützen, des Enderles Armbrust sendet Bolz um Bolz, immer treffende, tödtliche Geschosse. Dort halten ihrer Drei die Saufeder vorgestreckt: „Hui Sau!“ Die Wache rennt an, schreiend und jauchzend springen die Buben herum, unter ihnen wie wahnsinnig die quikenden Frischlinge. Da kommt der Eber in wilder Hast, vier, fünf, sechs der Buben rennt er um; Eber, Buben und Frischlinge purzeln am Boden, da springt der Keiler wieder auf und fort, fort dem Walde zu. Einem der Buben hat sein Hauer die Hosen zerschligt, der steht jetzt heulend da und schreit: „Es war der böse Feind“.

Verjagt und gehegt rast das Wild vorüber; die Hehe berühren kaum mehr den Boden, die Hasen galoppiren in ihrer Verzweiflung den verdunst dastehenden Buben zwischen die Beine, die Dorfköter bellen und keifen, die alten Luntbüchsen krachen und die Stimmen der Bauern überbieten sich in wildem Gejauchze und Gejohl.

Jetzt ist der Platz leer von lebendem Wild, aber todte Leiber genug bedecken den Plan — das war die Bauernjagd und die Säuberung der Ketscher Felder.

Der Enderle kam heran an den Platz, wo der gefallene Hirsch lag; lange stand er vor dem Thiere und betrachtete den stattlichen Bau seiner mächtigen Gliedmaßen, dann zog er den Bolz aus der Wunde, und ihn in der Hand haltend, sprach er leise vor sich hin:

„So fällt ein klein Ding den großen Hirsch.“

Die Bauern hatten Kienfackeln angezündet und schleppten bei ihrem Leuchten die Siegesbeute zusammen.

„Mir geht weiter nichts, als den Kopf des Hirsches, den will ich über meinem Scheunenthor festnageln!“ rief der Enderle.

„Was meint Ihr, Enderle, wer wird die Suppe ausessen, die Ihr eingebracht?“ fragte besorgt einer der Bauern.

„Ei was, wir stehen Einer für Alle!“ riefen die Andern, von Wein und Jagdluft erhigt.

Auf Bahren trugen Sie das Wild heim; die Stimmen der Buben ver-

Klangen in der Ferne, die Kienfackeln wurden klein, wie Leuchtwürmchen, dann verschwanden sie ganz.

Die Stille und das Dunkel lagen wieder über den Ketscher Aekern, aber das Wild wagte sich nicht so bald wieder heraus, denn die Blutlachen hatten den Duft des blühenden Klees mit Modergeruch besiegt. Die Grillen zirpten nicht mehr, denn auch sie hatten verathmet unter den schweren Nägelschuhen, und nur die Fledermaus schwirrte und die Eule rief von dem hohlen Weidenstamme her; alle anderen Vögel hatten sich tief ins Nest geduckt und den Kopf unter die bergenden Flügel gesteckt. Die Frösche in den Altwässern aber hatte die Jagd nicht berührt, die riefen ihr Quak, Quak durch die Nacht, und die Millionen von Schnaken machten sich auf und ließen sich nieder auf den frisch Blutlachen. Das war die Nach- und Nachtfeier der Jagd.

V.

In das Schloß zu Schwetzingen brachte der Tag die Kunde von dem Geschehenen: wie die Bauern des Pfalzgrafen Wild gejagt und der freche, boshafte Enderle von Ketsch das Geweih des Ahtzehners über sein Scheunenthor genagelt.

Der Pfalzgraf war wüthend, der Schimpf, der ihm angethan worden, mußte gerügt werden, aber wie?

„Hat der Bauer Ew. Gnaden Wild gejagt, so ist's nicht mehr denn billig, daß wir des Bauern Wild jagen“, hatte der Junker von Hirschhorn gesagt.

Der von Handschuhshheim hatte an seiner Krause gezupft und gesagt: wie er gehört habe, daß der Enderle eine sonderlich schöne Dirn zur Tochter habe, das sei so ein Wild für pfalzgräfliche Gnaden.

Und der Pfalzgraf hatte es geschworen, daß er dem Enderle die Jagdgelüste mit der Hundspeitsche austreiben wolle, an seiner eigenen Hausthür.

Das Jagd- und Hofgesinde aber hielt den Scheiterhaufen für noch eine zu geringe Buße solchen Frevels.

„Wenn wir Ew. Gnaden Permission haben, so wollen wir das Pfaffengesind schon jagen“, sprach der Hirschhorner.

„An uns soll's nicht liegen, wenn wir mit leeren Händen wiederkommen“, sagte der Handschuhshheimer.

Der Mufenhäuser rieth ab, was er konnte: man solle sich um dieser Be-

Leidigung willen an den Kurfürsten und an den Bischof von Speyer wenden, meinte er.

„Ei was, Federfucherei!“ fuhr der Pfalzgraf auf. „Da thuts ein Reiterdienst; was daraus erfolgt, nehmen wir auf uns.“

„Ew. Gnaden werden doch keinen Landfriedensbruch wollen?“ fragte besorgt der Mufenhäuser.

„Pah! wenn ich einem frechen Bauern das Wamms ausklopfen laß, wird drum das römische Reich nicht aus den Fugen kommen!“ rief der Prinz.

Und hätte selbst der Pfalzgraf Bedenken gehabt, seine Genossen wußten es zu zerstreuen.

„Junfer von Handschuhsheim, des Enderle Dirn führt Ihr mir hieher, das ist für des Achtzehnders Geweih über dem Scheunenthor“, sprach der Pfalzgraf.

Er selbst ritt nicht mit, so weit konnte und durfte er sich nicht vergessen, aber er ließ es geschehen, daß seine Ritter und Jäger nach Ketsch aufbrachen.

Die Heuernte war im vollen Gange und die große Mehrheit der Bauern draußen in den Feldern beschäftigt, als der adelige Zug durch den Wald auf Umwegen dem Dorfe zuritt.

Der Enderle war zu Hause, er räumte mit dem Kühbuben die Scheune aus, um sie zur Aufnahme des duftigen Heues in Stand zu setzen.

Ueber dem Scheunenthor prangte der Hirschkopf und warf die zackigen Schatten weit über den stillen Hof.

Es war gar still in des Enderles Gehöft, denn die Knechte und Mägde waren Alle draußen im Heu, und nur in der Küche schaltete des Enderle Tochter, die schöne Walpurg.

Sonst war die Walpurg nicht karg mit dem Schatze weltlicher und geistlicher Lieder, die sie besaß, und ihre helle Stimme tönte von früh Morgens bis in den späten Abend durch das Haus. Aber heute unterbrach nur das jeweilige Klirren der Pfannen und Teller die tiefe Stille des Hofes.

„Guck Bärbel“, sagte endlich die schöne Walpurg, indem sie das Messer sinken ließ, mit welchem sie Brod zur Suppe einschneid, „guck Bärbel, ich hab eine Angst in mir seit der wilden Jagd, daß ichs keinem Menschen beschreiben kann. All die Zacken von dem Hirschgeweih da drüben sind mir wie gerade so viel Dornen und Messer in der Seele. Denk an mich, Bärbel, es kommt uns böß.“

Die alte Magd blickte auf.

„Sei kein Narr“, sprach sie, „wenn Dein Vater Etwas thut, so weiß er auch, was kommen wird, und kann Dem entgegengehn.“

Das Mädchen strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Bärbel“, sprach sie, „mein Vater kanns nicht verwinden, daß er sich soll ducken und schinden lassen, wie der Bauer es sich gefallen läßt und wie es dem Junfer gefällt. Er kanns nicht vergessen, daß sein Großvater ein freier Heilbronner Stadtbürger war, der sich gegen den hohen Rath auflehnte und eher die Vaterstadt verließ, als sein gutes Recht. So geschiehts ihm, daß er gar Manches thut, was er lassen sollte.“

Die Bauernmagd überhörte den Nachsatz und hielt sich nur an den Vorderatz.

„Wie lang ists her, daß der Bauer dem Edelmann gezeigt hat, daß er sich nicht Alles will gefallen lassen?“ fragte sie scharf.

„Was hats genügt?“ seufzte Walpurg, „Ströme Blutes sind geflossen, der Druck ist ärger wie zuvor.“

„Was es genügt hat?“ schrie die Magd; das hat es genügt, daß der Junfer gemerkt hat, wie ein Dreschflegel auch einen adeligen Schädel spalten kann und die Lohe von des Bauern Strohband ein adelig Dach fressen.“

„Bärbel, thu nicht so wüßt“, mahnte das Mädchen, „es wird einem ganz schaurig bei Deinen Reden.“

Die Magd ließ einen raschen Blick über die anmuthige Gestalt und die zierliche Kleidung des Mädchens gleiten.

„Wann ich Alles gut heiß, was Dein Vater thut“, sagte sie, so ists das nun und in Ewigkeit nicht, daß er Dich zu den Klosterfrauen nach Sanct Grethen gethan hat. Was solls? seidene Blumen hast Du sticken lernen, Gedrucktes und Geschriebenes lesen, aber daß Du ein Dorfkind bist, hast Du verlernt. Du meinst Wunder, was Du gewonnen hast, aber was gilt, Du hast alleweil verloren, für den Bauern bist Du zu fein und der Stadtbürger guckt Dich doch noch über die Achsel an.“

„Da bleibt nur noch ein Edelnacht übrig“, lächelte das Mädchen.

„Jesus, Maria! Hast Du das im Kloster gelernt?“ schrie die Magd.

Da klang draußen lustiger Peitschenknall, ein leerer Wagen rasselte vorüber und eine frische Stimme sang:

„Die liebste Buhle die ich han,
Die leit im kühlen Keller,
Die hat ein hölzen Rößlein an,
Und heißt der Muscateller.“

Züh Fuchs! —“

„Hörst den Kilian?“ sprach die Magd; „das wär so ein Mann für Dich, und er nähm Dich, wenn Du nur wolltest.“

„Ich will gar keinen Mann!“ entgegnete das Mädchen.

„Du wärst die Erste“, rief lachend die Bärbel und wandte sich wieder zu ihren Töpfen.

Die schöne Walpurg schüttelte die Brosamen in ihrer Schürze zusammen und trat gegen das Fenster vor, um sie dem Federvieh vorzuwerfen.

Kaum ließ sich das Mädchen mit der vorgehaltenen Hand am Küchenfenster blicken, so kam es glucksend und flügelschlagend von allen Seiten herbei, eilig sprang der Haushahn mit der Schaar der bunten Hühner heran, vom Hausgiebel, wo sie sich auf der Stange sonnten, schwirrten die Tauben herab und drängten sich zu den Brosamen. Es entstand große Eifersucht unter dem Geflügelvolke mit Drängen und Gezerr um den größten Bissen.

Das Mädchen griff lachend in einen gefüllt dastehenden Futterkasten und streute noch einige Hände voll Gerste in den Hof; dann stand sie still; den Kopf auf die Hand gelehnt, blickte sie auf das mannigfache Federvieh, welches eifrig seinem Geschäft des Auspendens oblag.

Die Bärbel hatte Recht gehabt, wenn sie meinte, die Walpurg sei zu fein für ein Bauernkind. Fein und schmal war die Hand, welche auf dem Fenster Sims ruhte, fein und zierlich der ganze Wuchs des Mädchens, weich und rund, wie nur ein ruhiges Leben und nicht harte Arbeit die Glieder formt. Das rosige, kindliche Gesicht erhellten ein paar wunderschöne graublau Augen, so rein und mild glänzend, wie der Morgenthau auf dem Rosenblatt. Das dunkelblonde Haar, in welchem beständig ein goldener Sonnenblick zu schimmern schien, lag ungeflochten aufgerollt unter dem zierlichen Häubchen, das jetzt nach Jahrhunderten aus der ebenen Pfalz verdrängt, nur noch in den Thälern des Odenwaldes mit seinem breiten Kinnbände die Gesichter der Dorfschönen umrahmt.

Seidene Blumen waren in den weißen Grund des Häubchens gestickt, mannichfache Zierrathen im bunten Faden zeigte das Hemd, welches aus dem tiefausgeschnittenen Mieder weiß vorleuchtete und bis an den Hals schloß, von welchem an silbernem Kettchen ein kaiserlicher Muttergottesducat herabhäng.

Die Blumen auf Kappe und Mieder, die Zierrathen des Hemdes und der Schürze hatte die schöne Walpurg selbst genäht, denn nach dem Tode seiner Hausfrau hatte der Enderle das mutterlose Dirnlein in die Huth des Frauen-

Klosters zu Sanct Grethen gegeben, allwo eine Base der Verstorbenen die Klosterschule leitete.

So waren es denn die Schatten der Klostermauern, welche diese helle Stirn vor dem Sonnenbrand geschützt hatten, und die Klosterblumen und Heiligenbildchen aus Wachs, welche diese zierlichen Finger geformt.

Der Enderle kam aus der Scheuer, er lehnte die Hengabel, mit welcher er das vorjährige Heu aufgeschichtet hatte, an den Thürpfosten und trat in den Hof.

Da tönte mit einem Male ein ungewohnter Lärm durch das stille Dorf, Pferdegetrappel und rauhe, rufende Männerstimmen.

„Lug, was ist's?“ rief der Enderle dem Kühbuben zu.

Der Bube trat vors Thor, da sah er die Reiter in die Dorfgasse einbiegen: er trat hinaus, um den Zug in der Nähe zu sehen.

„Ho, Bauernknecht! well ist des Enderle Haus?“ rief der Hirschhorner, der mit dem Junker von Handschuhsheim voraus ritt.

Aber ehe der Bube noch antworten konnte, trat der Enderle, von dem Lärm gelockt, selbst vor das Haus.

„Wann Ihr mich suchet, Herr Junker von Hirschhorn, so bin ich hier und frag, was Euer Begehrens ist in meinem Haus?“ sagte er, ruhig und fest den Edelleuten entgegentretend.

„Jagd halten wollen wir!“ höhnte der Herr von Handschuhsheim.

„Du sollst's schon wissen, was wir wollen, Du Schindersknecht!“ schrie der von Hirschhorn, indem er vom Pferde sprang und mit der flachen Hand dem unbewaffneten Mann ins Gesicht schlug.

Während, wie ein gereizter Stier, sprang der gegen seinen Beleidiger vor, da drängten sich ein paar Jäger dazwischen, und allein gegen ihrer Viele kämpfte und rang der Bürgermeister.

Von dem Lärm erschreckt, stoben die Hühner auseinander; der Hahn flog, ängstlich mit den Flügeln schlagend, auf die steinerne Umfassung des Brunnens, die Tauben flatterten in die Höhe, ihre Schwingen berührten fliehend die Stirn des erschreckenden und zurückfahrenden Mädchens.

Wildes Geschrei und Gebalge tönte von draußen.

Da ward die Küchentür aufgerissen und herein stürzte der Herr von Handschuhsheim.

Die Bärbel ahnte Böses, einen Feuerbrand riß sie vom Herde und wollte dem Junker den Weg vertreten, der aber stieß sie mit mehr Kraft, als man dem gepuzten Becken zutrauen sollte, zurück und eilte auf das Mädchen zu.

„Spring! Spring!“ schrie die Magd der regungslos Dastehenden zu, „spring um Leben und Ehr!“

Schon streckte der Handschuhsheimer die Hand nach dem Mädchen aus, da kam Leben in sie, mit einem angstvollen Schrei riß sie sich los und floh die Treppe hinan, ihr nach stürmte der Junker.

Draußen kämpfte der Enderle wie ein Wüthender, da warf ihm der Hirschhorn eine Schlinge rücklings über den Kopf und zerrte den gewaltigen Mann zu Boden.

Der Bürgermeister gab jetzt sein Leben verloren, ein paar Knechte hielten ihn fest am Boden.

„Machts kurz, Herr Junker“, sprach er dumpf, „gebt mir den Gnadenstoß.“

„Meinst, Bauer?“ lachte der, „meinst ich wollt mein gutes Schwert mit Bauernblut besudeln? Einen Hund schlägt man mit der Peitsche todt. — — Habt Ihr ihn fest?“ rief er den Knechten zu, welche mit den Steigbügelriemen die Gelenke des Mannes fesselten. „So! an seinen eigenen Thürpfosten bindet ihn an!“

Dem brutalen Befehl war schnell genügt.

Der Junker wiegte eine schwere Hezpeitsche in seiner Hand:

„Tretet ein Bischen zurück, daß ich Raum habe“, rief er den Knechten zu.

Sausend flog der Peitschenstrang durch die Luft, klatschend fiel er auf die entblößte Schulter des Bauern. Mit einem dumpfen Laut brach der Mann in die Knie; der Hieb ging tiefer als ins Fleisch, er braunte ihm in wüthendem Schmerz in der Seele.

Da fiel der zweite Hieb, und in demselben Augenblick tönte von seines Hauses Giebel der verzweifelte Angstschrei seines Kindes herab; da richtete er sich auf, er zerrte an seinen Banden mit Löwengrimm, wie der gefesselte Simson bei dem Mahle der Philister. Die alten Pfosten krachten und stöhnten, aber die Banden lösten sich nicht und sein Peiniger ward nicht müde.

Die Walpurg war die Treppe hinaufgeflohen, oben holte der Junker sie ein. Da stand ein altes holzgeschnitztes Heiligenbild, das umklammerte Walburg halb besinnungslos vor Angst, aber der Ritter riß sie ungestüm am Arme, das alte Bild gab nach, polsternd stürzte es die Stiege herab, und über des Hauses Gottheit trug der Junker die blasse, ohnmächtige Gestalt des Mädchens.

Den Schrei hatte der Enderle gehört, aber zugleich auch traf ein anderer Ton sein Ohr, ein Ton so unerwartet, daß selbst der Hirschhorn die Peitsche sinken ließ.

„Wer läutet Sturm?“ Das war der Kühbub, der auf den Glockenthurm gestiegen war und an dem Seile riß, daß die Glocke die Gewaltthat hinaus schrie in das Feld und den Wald.

Und „Mordjo!“ schrie die Bärbel zum Dorfe hinaus, dem Kilian entgegen. „Mordjo!“ gellte es durch die Gassen, und Weiber und Mädchen, die der freche Troß von den Herdfeuern gescheucht, retteten sich durch Thüren und Fenster ins Freie.

„Emmerich faß! und reit was Du kannst, sonst haben wir das Gesind auf den Fersen“, rief der Handschuhsheimer seinem Knechte zu und hob mit dessen Hülfe die regungslose Walpurg aufs Pferd.

„Verdammt Bauer!“ brüllte der Hirschhorner den Kirchturm hinan, dessen Spitze zitterte von dem heftigen Schwunge der stürmenden Glocke.

Der Handschuhsheimer ritt zum Hofe hinaus, da kam keuchend die Bärbel zurück, sie sah das Mädchen auf dem Pferde des Junkers, da griff sie nach der Heugabel, welche der Enderle kurz vorher an die Scheune gelehnt hatte, aber ihr kühner Ausfall gegen den Junker ward nur seiner Krause gefährlich, von den Zinken der Gabel hing das zierliche Fußstück in Fetzen herab, und der Ritter sprengte durch den Garten ins Freie und fort.

Da sie aber ihre Waffe trug, warum sollte die Bärbel nicht in den Streit? Und da auf dem Küchenfenster lag auch noch das lange Brodmesser, mit welchem die Walpurg Brod eingeschnitten hatte zur Suppe — das ist gut für alle Fälle.

Und sieh, die Glocke thut ihre Schuldigkeit; da springen die Bauern vom Feld mit Sensen und Heugabeln, ihnen Allen voran der Kilian.

Von rückwärts fallen sie die Schaar des Hirschhorners an mit lautem Geschrei, so daß Jeder es für Zwanzig fast zu thun scheint.

Der Hirschhorner muß sich wenden, da ist die Bärbel bei ihrem Herrn, sie zerschneidet seine Banden, sie drückt ihm das Messer in die Hand.

Der Enderle nimmt es, er ist bleich wie ein Todter, auf seiner Stirn steht der Schweiß in hellen Tropfen; er schwankt, als wolle er fallen, aber nur einen Augenblick; dann steht er wieder fest, mit aufeinander gepreßten Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, sucht sein Auge den Junker.

Ueber die Bärbel mit ihrer Heugabel jedoch ist wilde Kampfeslust gekommen, sie drängt sich ihrem Brodherrn voran gegen den Junker.

Der wendet sich mit einem Fluche, und seine letzte Heldenthat ist — der Tod eines Weibes.

Der Enderle und der Hirschhorner stehen sich jetzt gegenüber.

„Der ist mein, ihr Mannen!“ ruft der Bauer und schreitet gegen den Junker vor.

Immer noch stürmt die Glocke, da klingt plötzlich ein heller, schriller Ton, wie brechendes Metall, über das Dorf, die Glocke ist zersprungen. — Dumpf und tonlos hallen ihre Schläge über die Streitenden. — Tonlos ist der Kampf der Männer. Die Striemen auf des Enderle Rücken brennen und hezen wie rachgierige Dämonen. Die Wuth des Hirschhorners, mit dem verachteten Bauer um sein Leben kämpfen zu müssen, erstickt jeden Ton in seiner Kehle.

Die dumpfen Glockenschläge hallen über den stillen, verbissenen Kampf, wie gefeilt stehn Bauern und Jäger; da, da ist es geschehen, der Enderle rüttelt sich empor, und eine todte, schwere Masse stürzt der Hans Adam von Hirschhorn zu Boden neben den steifen Körper der streitbaren Bärbel.

Da kommt auch wieder Leben in die Massen, welche, kaum aufathmend, dem entsetzlichen Kampfe zusahen.

Die Jäger und Knechte suchen ihre Pferde zu erreichen, schreiend verfolgen sie die Bauern, das friedsame Feldgeräth ist zur Waffe geworden. Dort schlägt Einer, welchem nur gerade der schwere Heuerechen zur Hand war, nach einem der Fliehenden, der Rechen aber trifft den Gaul, statt des Reiters, in wildem Satz bäumt sich das geschlagene Thier und reißt in athemlosem Galopp seinen Reiter ins Freie.

Laufend und stürzend über Zäune und Gräben flieht die Schaar dem Walde entgegen.

„Reit Emmerich! reit was Du kannst, und halt Dich dicht neben mir, daß wir die Dirn nicht verlieren“, sprach der Handschuhsheimer zu seinem Gefellen, wie sie, gejagt von dem Lärmen im Dorfe durch den Wald sprengten.

Die niedrigen Zweige schlugen dem Junker den Hut vom Kopfe; er hatte dessen nicht Acht, sie streiften über den Körper des erschöpften Mädchens hin und erweckten sie nicht.

Der Enderle trat bleich, mit festaufeinander gepreßten Lippen von dem todtten Leibe seines Feindes zurück, er schritt vorbei an den Thürpfoften, welche gestöhnt hatten unter seiner Schmach, er setzte sich nieder neben dem geschändeten Herde, mit dem Fuße schob er die Trümmer des Heiligenbildes zurück; bleich und regungslos, aber mit fieberhaft arbeitenden Schläfen saß er da und preßte die Hand an die Stirn; es war ihm, als ob durch das Pochen seines Hirnes die Schale zerspringen wollte.

Da fuhr er plötzlich auf; „Walpurg!“ rief er durch das öde Haus, er lief über Treppen und Gänge, durch Ställe und Stuben, umsonst — sein Kind war geraubt.

Landsfriedensbruch und Jungferraub! heulte die zersprungene Glocke über den Gau; Landsfriedensbruch und Jungferraub; schwirrte das Gerücht den klagenden Bauern voran über den Rhein, an den Speherer Bischofsitz. Landsfriedensbruch und Jungferraub; lag es verstäubt und vergessen in den Akten der kaiserlichen Reichskammer.

VI.

Baarhaupt, mit zerissener Krause, war der Junker von Handschuhsheim mit seiner Beute in Schwesingen angekommen, einzeln und versprengt die Knechte.

Das Abenteuer hatte einen schlimmen Ausgang genommen: der Junker von Hirschhorn war todt; zwar kummerte dieses den Pfalzgrafen wenig, und noch weit weniger des Junkers stolze Familie, aber etwas Anderes war zu besorgen, des Bischofs von Speyer gerechte Klage und der Unwillen des Kurfürsten.

Ott Heinrich war unbehaglich zu Muth, wie Einem, der in Kopf und Gliedern die Nachwehen eines wilden Gelages spürt. So nahm er denn auch den Handschuhsheimer ziemlich ungnädig auf.

„Aber sehen könnt' doch Ew. Gnaden das Mägdlein“, drängte der Junker.

„Meinetwegen“, antwortete der Pfalzgraf. „Aber ich wollt', ich hätt' sie mit Glimpf wieder los.“

So trat er in die Stube, in welche der Knecht des Edelmannes die schöne Walpurg gebracht.

Das arme Kind saß, zu Tode geängstigt, bleich und erschöpft in dem großen lederüberzogenen Lehnstuhl neben dem Kamine. Ihr Kopf lehnte an dessen schwarzen Marmorimse, ihre Hände lagen gefaltet im Schooße.

So fand sie Ott Heinrich. Rasch war er eingetreten, aber wie angewurzelt blieb er stehen und starrte auf die Schlummernde. Ein schmaler Sonnenstreif, der durch das Fenster fiel, ruhte in ihrem goldfarbenen Haar und auf der reinen weißen Stirn, er schimmerte auf dem dunklen Marmorimse, dessen tiefe Schwärze die helle Weiße der an ihm lehrenden blassen Stirn noch mehr hervorhob.

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten

Wie auf eine unerwartete Erscheinung, starrte Ott Heinrich noch immer auf das Mädchen, da drängte sich sein ihn immer begleitender Wasserhund hinzu, spürend hob er die Nase und schnellte mit einem Sprunge, freudig bellend, sich gegen das Mädchen.

Ausschreckend erwachte sie und blickte mit umflortem Auge gedankenlos auf den Hund, da traf ihr Blick den Pfalzgrafen, welcher die Thür hinter sich ziehend, in die Stube und gegen das Mädchen trat.

Eine helle Röthe flog über ihr blasses Gesicht und mit ausgestreckten blassen Händen trat sie dem mit dem schlichten Weidmannsrock bekleideten Prinzen entgegen.

„Gott und alle Heiligen sollen Euch segnen! wenn Ihr nicht selbst ein Heiliger seid, der jetzt zum zweiten Mal kommt, um mich zu retten aus größerer Gefahr!“ rief sie.

Der Pfalzgraf blickte verwirrt das erregte Mädchen an, welches, ehe es ihm noch Zeit zur weiteren Antwort ließ, seine niederhängende Rechte ergriffen und leidenschaftlich geküßt hatte.

„Wenn Ihr auch meiner nimmer gedenket“, rief sie, „so hab' ich doch Euer niemals vergessen, und hab' Euch vor mir gesehen Tag und Nacht in meinen Gebeten und Wünschen. — Wisset Ihr's nimmer, wie Ihr im Hornung auf dem eistreibenden Rhein eine arme Dirn' gerettet habt. Ihr sammt Eurem Hunde, und habt ihr einen Schluck Wein gegeben zur Stärkung, und Euren eigenen Mantel, um sie vor dem Frost zu hüten? — Wisset Ihr's nimmer? — Die Dirn' war ich, und ich hab' mir's von der Gottesmutter erbeten, daß ich Euch noch einmal sehen dürft', daß ich Euch danken könnt' aus meines Herzens Grund. Dieweil Euer Name mir aber unbekannt geblieben ist bis zur Stund', hab ich Euch nur meinen Retter genannt, der Ihr seid. Denn daß Ihr wieder kommt, um mich zu retten, daß weiß ich und hab's geglaubt.“

Ott Heinrich wußte nicht, wie ihm geschah. Das war das Mädchen, an welches auch er mehr denn einmal seitdem gedacht hatte; er blickte in das schöne kindliche Antlitz, er hörte ihre Dankesworte, er sah den Strahl schwärmerischer Liebe in ihren Augen und fühlte den Kuß dieser weichen, rosigen Lippen auf seiner Hand.

„Meinst Du, Liebchen, ich hätt' Dich vergessen?“ sprach er endlich.

„Und Ihr kommt, um mich zu retten?“ fragte sie.

Der Pfalzgraf war in einer unbehaglichen Lage: das Mädchen nahm so sicher an, daß er ihr Retter sei, und seinem längst stillgehegten Wunsche,

das unbekante, schöne Kind wieder zu sehen, kam der Zufall so günstig zu Hülfe — was war zu thun?

„Ja, Herz!“ sagte er am Ende, „ja, Herz, es soll Dir Niemand Etwas anhaben dürfen, so lange ich bei Dir bin.“

„Und Ihr wollet mich wieder zu meinem Vater bringen?“

„Ich will sehen, was sich thun läßt“, entgegnete er ausweichend, und drückte sie mit sanfter Gewalt in den Lehnstuhl zurück, indem er selbst auf einem Holzschemel neben ihr Platz nahm; der Hund lag zu ihren Füßen.

„Saget mir“, sprach Walpurg, indem sie scheu sich umsah, „warum hat man mich hierher geschleppt, und was ward aus meinem Vater?“

Dtt Heinrich gab keine Antwort auf diese Fragen.

„Du bist bei mir“, sprach er, und blickte, ihre Hände ergreifend, tief und innig in die blauen, sich senkenden Augen des Mädchens.

So saßen sie eine lange Weile still nebeneinander, ein Jedes versunken in des Andern Anblick und mit seinen eignen Gedanken beschäftigt.

Der Sonnenstreif ward allmählig schmaler und kürzer, dann verschwand er ganz von ihren Häuptern; da fuhr das Mädchen auf aus den weichen Träumereien.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr, verlasset mich nicht in meiner Noth!“ rief sie. „Rettet mich vor diesem bösen Pfalzgrafen, dem wüsten, wilden Dtt Heinrich!“

„Der ist nicht so schlimm“, lächelte der Pfalzgraf.

„Kennet Ihr ihn?“ fragte sie.

„Ich bin viel um ihn“, antwortete er.

„Ihr seid wohl einer seiner Jäger?“ sprach arglos das Mädchen.

„Er jaget immer mit mir.“

„Und wollet Ihr nicht bei ihm bitten für mich, daß er mich loslasse? Herr . . ., wie heißet Ihr?“

„Heinrich!“ antwortete der Prinz. „Der grüne Heiner und Dein Heiner immer und ewig, Du süßer Schatz“, rief er und preßte aufstehend das nur wenig sich sträubende Mädchen in die Arme.

„Walpurgis“, sprach er mild und ruhig, „ich hab' Dich lieb, wie ich noch Nichts gehabt hab', ich hab' an Dich gedacht, mehr als Du glauben kannst. Und da das Schicksal uns zusammengeführt hat, so frag' ich Dich, Du lieber Schatz, ob Du mein sein und bleiben willst, meines Herzens Kleinod und meiner Liebe Juwel?“

Das Mädchen faltete die Hände, sie blickte den Jüngling an.

„Ja, ich will Dein sein, Heiner!“ sprach sie, „Dein in Ewigkeit, wenn Du mich nicht zu gering achtest, daß ich in Dein Haus kommen soll.“

Es lag ihrer reinen Seele fern, daß Der, der selbst vor ihr stand, Der, an den sie gleich wie an einen Halbgott gedacht, um eine ungesegnete Liebe werben könne, und auch Ott Heinrich dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß es ein betrügliches Werben sei; er liebte dieses Weib mit den Kindesaugen voll Wärme und Unschuld, mit dieser hellen, spiegelblanken Stirn und dem weichen, rosigen Mund. Er liebte sie mit der glühenden Leidenschaftlichkeit der ersten Jugendliebe, mit dem ungestümen Begehren des Fürstensohnes, dessen Wunsch und Wille nie durchkreuzt ward, sondern stets eifrige Förderer fand.

„Heiner“, sprach jetzt das Mädchen und legte beide Hände auf seinen Arm, indem sie, den Kopf zurück beugend, ihm offen und liebevoll in's Auge schaute, „gelt, Heiner, ich bin sicher bei Dir?“

„Ja, Du bist sicher in meinen Armen!“ rief der Pfalzgraf sie umschlingend. Das Mädchen aber entwand sich ihm.

„Nein, Heiner, denk d'ran, wie Du mich rettetest, und treib' keinen unnützen Spaß mit mir“, rief sie.

Dies erinnerte Ott Heinrich wieder an die Rolle, welche er zu spielen hatte, um das Vertrauen und die Liebe Walpurg's zu erhalten

„Du hast recht“, sprach er; „ich will Dich an einen sicheren Ort nach Heibelberg bringen zu einer braven Frau, die mir wohl befreundet; da reit' ich zu Dir hinüber, wann ich nur kann.“

„Warum denn nicht zu meinem Vater?“ fragte besorgt das Mädchen.

Der Pfalzgraf ward verlegen, Walpurg bemerkte es und rief mit ausbrechender Angst:

„Ist ihm Leids geschehen?“

„Am Leben nicht“, antwortete der Prinz; „aber für Dich wär's Gefahr, nach Keitsch zu gehen, Deinen Vater träsest Du doch nicht.“

Er erröthete, wie er mit dieser Lüge das arglose Mädchen umstrickte. Ach, es bedurfte ja jetzt kaum großer Kunst mehr, um das liebende Weib an ihn zu fetten, deren sonst so klarer Sinn, nur von diesem einen Gefühle der Liebe erfüllt, nicht mehr fähig war, Wahr von Unwahr zu unterscheiden.

Seine Liebfosungen verbannten Angst und Heimweh, sie liebte und — sie blieb.

VII.

Verzweifelt, von allen Dämonen der Rache und der Wuth fast bis zum Wahnsinn gezeißelt, irrte der Enderle umher. Jede Arbeit ekelte ihn an, in Haus und Feld trieben die herrenlosen Knechte was und wie sie es wollten, denn der Enderle gab sich entweder dumpfem, stierem Brüten hin, oder er streifte durch den Wald und schädigte des Pfalzgrafen Wildstand, so viel er nur konnte.

Saß er so mit seinen finsternen Gedanken allein am Herde, und brannten die Striemen wieder, die des Hirschhorner's Peitsche ihm geschlagen, da war Niemand da, der mit sanftem Streicheln des Mannes pressende Hand ihm von der gefurchten Stirn gezogen, Niemand, der mit tröstendem, lindem Wort ihm Del in die Wunde gegossen und ihm in der Ferne den winkenden Zweig des Friedens und der Hoffnung gezeigt hätte — Niemand. — Dann sprang er wohl auf wie ein gehetztes Wild, er wollte der nagenden Schlange entfliehen, die an seinem Herzen und Hirne fraß, die ihm es zuzüchte in den ruhelosen Tagen und den schlaflosen Nächten: „Dein Kind ist Deines Feindes Buhle.“

Der Gedanke war ihm schon durch das Hirn geschossen, daß er nach Heidelberg wollte und die Pflichtvergeßene aus dem weichen Schooße der Sünde reißen, aber er konnte es nicht wagen. In Heidelberg war er seines Lebens nicht sicher, er, der böse Dämon der pfalzgräflichen Wälder; und er wollte leben, er wollte leben um seiner Rache und seines Hasses willen.

In Ketsch, das wußte er, konnte man ihm nichts anhaben; denn der über seine Grenzverletzung schwer beleidigte Bischof hatte eine kleine Schaar Speyerischer Stadtknechte in das Dorf gelegt und der Kurfürst hatte mit höchster Mißbilligung den wilden Streich seines Neffen vernommen.

So trieben denn den Enderle seine quälenden Gedanken in den Forst, da und dort schwirrte lautlos sein Holz aus dem Dickicht und fanden des Morgens die Forstläufer das getödtete Wild. Aber nicht blos mit sichtbaren Waffen schien er zu kämpfen, denn auch seine Schuld mußte es sein, daß ein grausames Sterben in den Nachwuchs des Wildes kam, daß die Ritzen und Frischlinge in den dürren Blättern lagen wie abgefallene Eichen, und ein wilder, vom heißen Südwind angefachter Brand durch das Geäst des Rieserwaldes prasselte wie ein losgelassener Höllegeist.

„Der Enderle ist ein Hexenmeister und steht mit dem Bösen im Bunde“, raunten die Bauern sich zu und gingen ihm scheu aus dem Wege; und die Forst-

leute, die früher umsonst auf ihn gefahndet, bekreuzten sich jetzt und flohen, wenn sie die dunkle Gestalt des finsternen Mannes durch den Busch kommen sahen. „Das ist der Enderle von Ketsch.“

In Heidelberg aber saß sein Kind, die schöne Walpurg; ihr schimmerndes Haar, das unter der goldnen Kappe hervorfiel, wand der Pfalzgraf spielend um seine Hand, ihm nur schlug ihr Herz unter den prunkenden Silberketten, die das Brabanter Tuchmieder umschlossen, und das Mahnen ihres Gewissens besänftigte sie gar leicht mit ihres Heiner's Versprechungen, daß, sei sie nur erst sein eheliches Weib, er schon Mittel finden wolle, um den erzürnten Pfalzgrafen hinsichtlich ihres Vaters günstig zu stimmen.

So lebte sie in ihrem Liebesparadiese in dem Gartenhaus am Neckar, und wohl dessen Wellen, aber kein Ton der Außenwelt schlug an das Gitter des lustigen Käfigs, in welchem der Pfalzgraf sein Täublein geborgen hielt, welches nicht ahnte, daß sie in die Klauen eines der Zungen des pfälzischen Löwen gefallen sei.

Ott Heinrich hütete seine Geliebte, daß die Wahrheit ihr nicht früher bekannt würde, als er selbst es für gut hielt.

Der Reiz des Geheimnißvollen und Phantastischen, der dieses Verhältniß umgab, machte es ihm anziehender und lieber, als es ihm wohl sonst gewesen wäre, und dann konnte er sich des Behagens nicht entschlagen, welches ihm die Gewißheit gewährte, sich um seiner selbst willen geliebt zu sehen und Huldigungen zu finden, welche nur seiner Person und nicht dem Fürstensohne galten.

Das Mädchen aber hielt die Hoffnung auf das Eheband, welches sie erwartete, und die Furcht, welche man ihr vor den Verfolgungen des Pfalzgrafen eingeflößt hatte, fest.

Sie lehnte an der Gartenmauer, den Geliebten erwartend, und blickte zwischen den Johannisbeersträuchen und Kletterrosen, welche das Gemäuer lustig umwücherten, auf den Fluß hinaus.

Eine schmale Treppe führte zu dem Fluß hinab, eng eingeschoben in die Mauer, oben schloß die Steintreppe ein niederes Gitterthürchen, aber unten traf sie ohne jeden Verschuß auf den schmalen Steingürtel, welcher, längs den Mauern sich hinziehend, dicke Eisenringe und Haken den Neckarschiffen bot, um ihre Rachen und Steinkähne daran zu befestigen. Es war eben kein Platz zum Lustwandeln, dieser schmale Steinstreifen, und so waren denn auch die Riegel der Pforte von dem wenigen Gebrauch ziemlich eingeroftet.

Leise rauschte der Neckar, und glänzte im tanzenden Lichte, das die scheidende Herbstsonne nur noch schräg in das Flußthal von Heidelberg warf. In glühendem Kupferroth schimmerte das sich bräunende Laub der Wälder, während aus den tiefen Seitenthälern die Abendnebel, gespenstlich aufsteigend, ihre wehenden Schleier und Schleppen an die Halden und Berglehnen hingen.

Durch das rothüberglänzte Wasser kam ein Rachen, schwer mit Bruchsteinen geladen, thalab geschwommen, eine lange silberne Furche hinter sich herziehend.

Die Walpurg blickte dem Rachen entgegen, sie sah, wie das Ruder im Tacte sich senkte und wieder hob mit tausend stürzenden Tropfen, sie sah eine kräftige Männergestalt mit dem langen Bootshaken in der Hand, aufrecht in dem Boote stehen. Es war ihr, als wären es ihr bekannte Formen, und plötzlich zog ein weiches Gefühl des Heimwehs ihr schmerzlich durch die Brust: sie dachte an die Fischerkähne, die daheim auf dem Rheine schwammen, und beugte sich seufzend nieder nach einer der blassen Rosen, welche, von dem Herbst verschont, noch an dem Gemäuer hingen, aber die nur lose noch um den Kelch sitzenden Blätter lösten sich und fielen langsam ihr über die Finger in das Gestrüpp.

Da fuhr sie auf, denn eine bekannte Stimme schlug an ihr Ohr; sie hörte, wie der Steinnachen an das Gemäuer stieß, wie die Kette rasselnd durch den Eisenring geschlungen wurde.

„Mach's fest, Hannes!“ rief der Mann mit dem Bootshaken, „wir wollen über Nacht da hängen bleiben.“

Das Mädchen blickte auf und traf Auge in Auge mit dem Kilian, ihrem Nachbarnssohn aus Ketsch, zusammen, der eben aus dem Boote gestiegen war.

Auch der Kilian sah sie, aber er warf einen scheuen Blick nach ihr und wollte vorüber.

„Kilian! Kilian!“ rief sie, und versuchte umsonst den rostigen Riegel der Pforte wegzuschieben, „Kilian, komm' herauf!“

Der Gerufene stieg langsam und widerwillig die Treppe hinan.

„Was willst?“ fragte er kalt.

Das Mädchen beachtete den eisigen, verächtlichen Ton nicht, sie griff über das Gitter und faßte nach seiner, sich ihr nur widerwillig bietenden Hand.

„Dich hat mir Gott gesandt, Kilian!“ rief Walpurg. „Wie geht's meinem Vater? wie steht's daheim? was thut der Pfalzgraf?“

„Ich schäk', Du wirst's besser wissen, was der treibt“, sprach der junge Bauer, indem ein bitteres Lachen über sein Gesicht zuckte.

„Ich?“ rief erstaunt das Mädchen; wie soll ich's wissen, da ich doch selber

mich vor ihm bergen muß, und hat mich ein braver Mann bei Nacht und Nebel mit Leibesgefahr aus seinem Hause geflüchtet.“

Das Auge des Bauern ruhte lange und prüfend auf ihren angstvollen fragenden Zügen.

„Du mußt noch besser lügen lernen“, sprach er hart. „Jeder Spatz pfeift's vom Dach, daß des zerschlagenen Enderle Kind des Pfalzgrafen Buhle ist. Oder meinst', Du wolltest mich glauben machen, daß Du Dich hier in Clausur gethan?“

„Kilian, um des blutigen Heilands Willen, sei barmherzig, und sag', was Du weißt und was Du willst!“ rief Walpurg mit dem Tone der tödtlichsten Angst, und streckte erbleichend die Hände nach ihm aus.

Der Kilian fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Meinst', Du lebst in Ehren hier?“ fragte er.

„Rede, rede!“ drängte das Mädchen.

Dem Kilian kam es jetzt selbst vor, als ob er eine schmählich Betrogene vor sich sähe: er sah das zuckende Auge, die bebende Lippe der vor ihm Stehenden, und berichtete jetzt mit schonungsloser Wahrheit, was er gesehen und erfahren hatte.

Das Mädchen sank nicht zusammen, sie schluchzte und jammerte nicht, sie ward kalt und bleich, ihre Lippen preßten sich aufeinander und ihre Brauen zogen sich zusammen; sie sah plötzlich ihrem Vater ähnlich, keuchend hob der Athem ihre Brust, jeder Athemzug ein Todesseufzer.

„Geh“, sprach sie endlich, „ich will's erfahren, auf wessen Seite Wahrheit ist, geh' jetzt; morgen früh, wann Du Deinen Rachen wieder losmachst, will ich Dich wieder finden.“

Der Kilian blickte trüb in ihr bleiches, verstörtes Gesicht.

„Such, ich hab' Dir nichts Böses thun wollen“, sprach er traurig.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und trat von der Thür zurück.

Rücklings stieg der junge Bauer die Treppe wieder hinauf, er blickte nach dem Mädchen, das starr wie ein Steinbild in dem herbstlichen, abendlichen Garten stand, die Hände fest auf die Brust gepreßt.

Des Kilian's Schritte verhallten in der Ferne, sie horchte darauf, wie sie immer leiser und dumpfer wurden, sie sah die Schatten des hohen Bergschlosses auf das stille Wasser fallen und sich immer weiter und weiter recken, sie fühlte das fallende Laub, das ihre Wange streifte, sie lebte und athmete, hörte und sah, aber in ihr war Alles öde und leer, ihr Denken stand still, nur das krampf-



Der Enderle von Ketsch.

Da scheute des Pfalzgrafen Pferd vor einer dunklen Gestalt. (S. 91)

hafte Zucken ihres Herzens fühlte sie und einen wahn sinnigen Schmerz in ihrem ganzen Sein, als ob eine ringelude Natter den Giftzahn in Brust und Hirn ihr wühlte.

Da klang ein heller Trompetenstoß, ein zweiter, ein dritter, schmetternd füllte er das Thal und klang von der jenseitigen Bergwand zurück.

Das brachte wieder Leben in Walpurg, sie blickte nach dem Schlosse hinauf, sie sah die Banner auf den Thürmen sich im Windhauch entrollen, sie sah die Fichter anzünden hinter den Bogenfenstern und hörte das Trompetengeschmetter; sie wußte jetzt, was sie wollte. Hatte nicht Der, dem sie sich ergeben, Der, den sie Heiner nannte, ihr gesagt, daß er heute nicht kommen könne, weil hohe Gäste auf der Burg seine Dienste begehrt?

Sie wollte hinauf, sie wollte zu ihm dringen und Auge in Auge ihn fragen: „Bist Du's, der mich betrog?“

Sie blickte rückwärts nach dem Hause, Alles war still; mit gewaltiger Anstrengung riß sie den Kiegel der Gitterthür zurück, eilte sie die Treppe hinab; fest an die Mauer gedrückt, schritt sie den Steindamm entlang, flüchtigen Schrittes betrat sie die öde, menschenleere Straße, deren Ausgang eine dicht gedrängte Menschenmasse sperrte. Mühsam, gebeugten Hauptes, suchte sie sich Bahn zu machen.

„Dränget nicht so, Weibsbild, Ihr werdet's noch früh genug sehen“, rief ein stämmiger Schiffer ihr zu, indem er seine breite Gestalt dicht vor ihr aufpflanzte.

„'S wird noch genug zu sehen geben, wann der Pfalzgraf freit, Gevatter, meint Ihr nicht?“ rief eine Frau daneben.

„Ist's denn gewiß?“ fragte eine Andere.

„Was wird's nicht“, antwortete die Erste, „das bayerische Frauenzimmer wird sich nicht bei der Nase herumführen lassen.“

„Ist's wahr, Nachbarin, daß der Pfalzgraf eine geraubte Nonne in dem alten Siebelhaus am Neckar hält?“

„Hui! die wird ihm saubere Gebetlein lehren!“ lachte der Schiffer.

„Dafür soll ihn Fräulein Susanna von Bayern nur scharf in's Gebet nehmen“, rief die Frau, und die ganze Umgebung belachte den Wit.

Unter der unglücklichen Walpurg aber schien der Boden zu beben, wie ein wogendes Meer, sie nahm das Tuch von ihrem Halse, und band es um den Kopf, indem sie den Zipfel tief in die Stirn zog.

„Gelt, Ihr friert“, sprach der Schiffer, indem er auf die bebende Gestalt

herabblückte und, um seinem Mitleid auch thätigen Ausdruck zu geben, seinen breiten Rücken ein wenig seitwärts schob. „So, sie kommen, jetzt guckt nur recht hin, der Pfalzgraf giebt dem bayerischen Frauenzimmer das Geleit in den „Hirschen“, allwo sie Herberg genommen.“

Walpurg blickte auf, da kam der Zug heran.

Voran fackeltragende Edelknaben und Piketüre, dann drei Reiter in prunkenden Hoffleidern. Den Mittleren im schwarzen Habit, den kannte sie, das war Der, dem die Bärbel die Krause zerrissen, der sie aus ihres Vaters Haus entführte. Dann kam eine offene Sänfte, mit goldenen Schnörkeln, die Straußfederbüschel an den Ecken wallten und nickten, die Meerweibchen, die das schwanke Dach trugen, schienen mit den vergoldeten Fischschwänzen zu schlagen und ihre Pfeilspitzen in das Herz der Unseligen zu drücken, welche da ungekannt und verzweifelt unter der Menge stand und Den, den sie geliebt hatte mit aller Kraft ihrer unschuldsvollen Seele, neben der Sänfte der Herzogstochter reiten sah, mit gülden Ketten geschmückt und den Reiterbusch seines Hutes mit Diamantengraffen gesteckt.

„Er war es!“ sie sagte es sich kalt und klar, sie sei betrogen. Sie sah seinen fröhlichen Blick über die Menge gleiten, er grüßte mit der Hand das ihm zujauchzende Volk und beugte sich dann wieder zu der Dame, welche, steif und hochaufgerichtet in der Pracht ihres spanischen Gewandes und dem kalten Gefunkel ihrer Zuwelenschmüre, theilnahmlos unter den goldenen Sirenen und den Federbüscheln ihrer Sänfte saß.

Sie war betrogen — — all' ihr kindliches Vertrauen, ihre junge Liebe lag in Scherben zu ihren Füßen; der süße Schaum war zerflogen und nur der bittere Bodensatz der Schande geblieben.

Walpurg starrte dem bunten Zuge nach, wie er in dem Dunkel der langen Gasse verschwand; es war ihr, als blicke sie ihrem entschwindenden Leben, ihrer verlorenen Jugend nach, als wäre sie selbst eine Todte.

Wie trunken, mit schmerzdem Kopf und wankenden Gliedern, ließ sie von dem Menschenstrom sich fortreißen durch Gassen und Höfe, sie wußte nicht wohin.

Es ward dunkel, der Nebel fiel auf die Stadt, da brachen ihr die Kniee und sie sank an einer Ecke zusammen. Ueber ihr in einer kleinen Nische brannte vor einem Muttergottesbildchen eine ewige Ampel, ein paar dürre Rosensträuße und blühende Spätastern staken daneben; die Lampe warf ihr flackerndes Licht auf die schwertdurchbohrte Brust der Schmerzensmutter und

auf das unglückliche, ermattete Weib, das, mit dem unsichtbaren Todesstahl in der Brust, zu ihren Füßen lag.

Da klang von fernher Hufschlag durch die Gasse, es war der mit dem Handschuhsheimer heimkehrende Pfalzgraf

„Ich mein' grad', es thu' sich vor mir ein Thor auf, dahinter eine eijige Wüstenei liegt, wann ich mit dem bayerischen Fräulein zusammen komm'", sprach Ott Heinrich.

„Ew. Gnaden werden Fräulein Susanna noch in großer Treuen und Attachement zugethan sein, von wegen dero Würdigkeit und adeligen Qualitäten, die so sattfam bekannt sind“, antwortete der Junker.

„Hm, ich hab' schon d'ran gedacht, ob ich mir's nicht könnt' so gut machen, wie weiland der Kurfürst Friedrich der Siegreiche, der die Clara Dettin, oder wie unser Vetter Albrecht, der die Bernauerin zu seinem Weibe machte, die Walpurg hab' ich schier zu sehr lieb.“

„Der Bernauerin ist's schlecht bekommen“, sprach höhniſch der Junker, „und des Kurfürsts Friedrich Durchlaucht konnt' thun, was sie wollt', sintemalen sie nur der Pfalz Administrator gewesen, aber Ew. Gnaden müssen Kurpfalz fortpflanzen mit einem fürstlichen Gemahl.“

„Wann ich nur wüß', was ich mit dem armen Ding' anfangen sollt?“, sprach Ott Heinrich.

Der Junker lachte.

„Ew. Gnaden mag sich um die Walpurg nicht kümmern“, sprach er, „die will ich übernehmen.“

Da scheute des Pfalzgrafen Pferd vor einer dunklen Gestalt, die unter dem beleuchteten Bilde kauerte und mit weitaufgerissenen Augen auf die Reiter blickte.

Sie hatte die letzten Worte gehört und wenn noch ein Funken von Liebe und Hoffnung zurückgeblieben war, so war er jetzt verlöscht durch das freche Wort, das der Geliebte gestattete, und nur die todte Asche blieb zurück.

„Es ist ein wegelagernd Bettelweib“, sprach der Junker.

Ott Heinrich warf ihr eine Münze in den Schooß, das war seine letzte Gabe.

VIII.

Die Nacht verging und der Tag brach wieder an über der Stadt Heidelberg, er schaute mit hellem Auge hinein in die hohen Fenster des Saales, in welchem Ott Heinrich an der prunkenden Tafel saß neben der geschmückten Herzogsbraut; er ging auf über dem Hause am Neckar, dessen Besitzerin jeden Winkel durchstöberte nach dem verschwundenen Mädchen, und an dessen Gartenmauer einen ganzen Morgen lang der Steinkahn des Kilian hing, sie erwartend.

„Schiffmann, habt Ihr kein jung Weibsbild da herausgehen sehen?“ fragte den Kilian die Frau, welcher der Pfalzgraf das Mädchen anvertraut hatte.

Der Tag ging auf über dem Hause des Enterte, über dem Hause, auf dessen Schwelle das Gras wucherte, daran die leeren Schwalbennester hingen und der gebleichte, spukhafte Schädel des Hirschen, über dem Hause, aus welchem die Freude gewichen war und worin der Jammer sich niedergelassen hatte, der dumpfe Druck des Glends, wie eine schwere Wolke, die kein Sonnenblick mehr durchdrang.

Er ging auf, der helle Tag, über Lust und Leid, über dem sorglosen Kinde, das am Wegrain spielte, und über dem gebrochenen Weibe, das mit wunden Füßen und blutendem Herzen durch die einsamen Feldwege schlich.

Das war die Walpurg, das betrogene Weib, die das Auge des Tages sah, wie sie in weitem Kreise um ihr Heimatsdorf irrte und die Schatten der Nacht herbeisehnte, daß sie die Schamröthe verhüllen möge, die ihr auf den Wangen brannte, und das Haupt verschleiern, das die Schande ihr gebeugt, wann sie kommen würde, um sich an die unterste Stelle von ihres Vaters Herd zu setzen. Aber je mehr die Sonne sank, desto tiefer sank ihr Muth, immer langsamer und zögernder ward ihr Schritt, sie sah in der Dämmerung einen Mann mit großen Schritten auf das Dorf zueilen und drückte sich schein in den Schatten eines Baumes, um ihn vorüber zu lassen; sie hörte die Hunde im Dorfe bellen, sie sah vereinzelte Lichter da und dort aufklackern, und immer zaghafter ward ihr zu Muth, immer kleinmüthiger.

Durste sie vor ihren Vater treten? sie, die Schmachbeladene, vor den strengen, ehrenfesten Mann? Was wollte sie ihm antworten, wenn er sie fragen würde, warum sie so leicht geglaubt, so leichten Kaufs sich hingegeben habe? Was antworten, wenn er sie fragen würde, ob das städtische Gewand und die goldenen Klappen genügend gewesen seien, um jeden ernstern Gedanken an Vater,

Ehre und Heimat zu bannen? — und würde er ihr glauben, wenn sie es ihm sagte, daß sie den Pfalzgrafen nicht gekannt?

Sie hatte einmal eine Mutter gehabt, eine liebe, gute Mutter, sie hatte ihr oft auf dem Schooße gesessen in der Dämmerstunde und ihr Köpfchen an der Mutter Brust gelehnt; da hatte sie das Klopfen ihres Herzens gefühlt und gehört. Das Mutterherz stand jetzt still. „Gott hat der Erde so ein Weib nicht gegönnt“, hatte ihr Vater gesagt.

Wenn die Mutter noch lebte, so wollte sie jetzt zu ihr gehen in die dämmerige Stube, sie wollte ihren müden Kopf in ihren Schooß legen, da wäre jeder Schlag des Mutterherzens eine Bitte für das Kind gewesen, und der Vater würde vergeben.

„Ach, Mutter! liebe Mutter, nimm mich zu Dir!“ rief sie in steigender Angst.

Sie war ihres Vaters einziges Kind, seine Ehre lag in ihren Händen, sie hatte damit gespielt und hatte sie verloren.

Da stand Walpurg an ihres Vaters Thür, ihr zögernder Fuß hatte sie dennoch hergeführt, aber sie wagte nicht, einzutreten; sie ging um das Haus herum, die Gartenthür stand offen und aus der Küche schimmerte Licht. Sie trat ein. Weißlichfahl blickte der Hirschkopf durch das Dunkel, sie schauerte fröstelnd in sich zusammen und trat gebückt gegen das Küchenfenster vor. Die ölgetränkte Leinwand, welche in den Fensterrahmen gespannt war statt des noch im hohen Preise stehenden Fensterglases, bot Lücken genug, um das Innere der Küche vollkommen übersehen zu können.

Sie wollte vorerst ihren Vater sehen, ehe sie es wagte, einzutreten, sie wollte ihn allein treffen, es sollte Niemand gegenwärtig sein bei dem leidvollen Wiedersehen von Vater und Kind. Sie dachte an das Gleichniß vom verlorenen Sohne, das in dem Lehrsaale des Klosters Sanct Margarethen abgebildet war, sie sah die in Felle gekleidete, gebeugte Gestalt des Knaben vor sich und den priesterlichen Vater mit dem Feierkleide in der Hand. Ach! sie sehnte sich nicht nach einem bunten Rock und geschlachteten Kalbe, still wollte sie eintreten, die Letzte am Herdfeuer sein und die Unterste am Tische.

Sie blickte durch den klaffenden Leinwandflitz in's Innere der Küche, da saß ihr Vater halb abgewendet von ihr, den Arm auf die kalten Herdsteine gestützt, darauf kein Feuer brannte, in der eisernen Gabel über dem Herde saß ein gewaltiger brennender Kienspan und erhellte mit rothem, flackerndem Lichte die Küche.

Das war nicht mehr der heimliche, behagliche Raum, in welchem sie mit der Bärbel gewirthschaftet hatte, wo Krüge und Pfannen spiegelblank den Schein des immer lodernnden Herdfeuers zurückwarfen; damals saßen die guten Hausgeister, Ordnung und Behagen, im dunkelsten Winkel; aber jetzt — wie es gerade gebraucht und hingesezt wurde, stand das Geschirr unordentlich und wirr in Haufen aufeinander geschoben umher. In einer Ecke lag ein Klumpen aufgehäufter Wildhäute, an den Pföcken hingen Armbrust und Bolzenbeutel, Fanggarne und eine gewaltige Radflinte. Das war die einst so trauliche Heimat, welche fürstlicher Muthwillen zerstörte.

An der anderen Seite des Herdes stand der Kilian; sie schrak zusammen, als sie ihn da stehen sah. Was hatte er ihrem Vater wohl gesagt? — — Armes Weib, sie war zu früh und zu spät gekommen!

Beide schwiegen, ihr Vater hatte den Kopf auf die Brust gebeugt und sah auf den Boden, der Kilian wickelte einen Strohhaln zwischen den Fingern. Keiner ahnte, daß der Gegenstand ihres Gespräches mit Herzklopfen und Todesangst da draußen auf nur ein Wort, eine Bewegung harrete, in steigender Verzweiflung.

Der Kilian hatte dem Enderle mitgetheilt, wie er die Walpurg gefunden, daß sie verschwunden sei und daß der Pfalzgraf nach dem Gerüchte Fräulein Susanne, die Herzogstochter in Bayern, heimführen würde.

Lange hatte der Bürgermeister schweigend dageessen, endlich hob er den Kopf, das rothe Licht des Kienspans fiel grell auf sein Antlig und das Mädchen am Fenster hätte fast laut aufgeschrien, als ihr Auge sein Gesicht traf. Es fuhr ihr wie ein schneidendes Messer durch die Seele, und sie fragte sich verzweifelt, ob sie denn Jahre lang schon fort sei, oder ob es möglich, daß Monate diese Wandlung bewirkt? Tiefe Furchen hatte der Gram in das Antlig des Mannes gepflügt, die Brauen waren zusammengezogen und der Mund eingekniffen, wie in heftigem körperlichen Schmerz, dünn und ergraut hingen noch spärliche Haarbüschel ihm über die kahle Stirn.

Mit blutlosen Lippen und fiebernden Schläfen sah die Walpurgis auf den gebrochenen Mann, ein fröstelndes Zittern schüttelte ihre Glieder, sie mußte sich halten, um nicht umzusinken. Da strich etwas leise und zart an ihrer Wange vorbei, schnurrend und spinnend war ihre Kaze auf die Fensterbank geklettert und schmiegte sich an die Wange des Mädchens. Mit einem dumpfen Aufschluchzen begrüßte Walpurg das Thier, welches an dem Fenster kratzte und riß, als sollte die Scheidewand fallen zwischen Vater und Kind.

Der Mann da drinnen aber hörte den dumpfen Wehelauf nicht, er verstand nicht, was das klagende Miau und Zerren der Kage bedeute; andere Stimmen waren lauter in ihm.

Er war aufgestanden und durchmaß mit großen Schritten den Küchenraum.

„Und Du glaubst's?“ wandte er sich gegen den Kilian.

„Ja, ich glaub's, Vetter, denn ich hab' sie selber geseh'n und gesprochen“, antwortete der Gefragte.

Der Enderle ballte die Faust, er schüttelte sie gegen das verschlossene Fenster, an welchem die Kage zerrte.

„Dann soll Nichts mehr zwischen mich und meine Kage treten!“ rief er wild, indem die Adern seiner Stirn aufschwohlen wie Peitschenstränge. „Die Lüge will ich rächen, sieben Mal sieben! über Tod und Grab!“

Das Mädchen im Hofe bebte erschreckt zurück.

„Heute noch nicht — morgen“, flüsterte sie angstvoll in sich hinein. „Morgen früh will ich vor ihn treten, wann er aufwacht will ich an seinem Bette niederknien, morgen.“

Walpurg trat vom Fenster zurück, die Kage kratzte sich an ihr Kleid, sie zerrte an den Silberketten des Niebers.

„Geh', Miez, ich komme wieder“, sprach das Mädchen und streifte das Thier herab.

Da schlug ein wildes, verzweifelttes Lachen an ihr Ohr, das war ihres Vaters Stimme.

„Gerechtigkeit?“ rief er höhrend. „Gerechtigkeit suchen? Bei wem? soll ich den Fuchs beim Wolf verklagen, weil er mir in den Taubenschlag brach?“

„Nein, heute nicht, morgen, morgen!“ flüsterte die zitternde Lippe der Walpurg, indem sie in den dunklen Garten zurücktrat. Die Kage war von ihrem Nieber herabgeglitten, mit jammervollem Miauen saß sie auf der Fensterbank.

Der Enderle maß mit großen Schritten den Küchenraum.

„Nein, Kilian“, sagte er ruhiger, „ich hab's satt gekriegt, mich in den Vorhallen und auf den Treppen von dem Schranzenvolf herumspinnen zu lassen, wann ich kam, mein gutes Recht zu suchen, ich hab' wunde Füße darüber gekriegt und einen zerschlagenen Rücken.“

Er lachte wieder so grimmig auf, als er die letzten Worte sprach, daß es den Kilian kalt überlief.

„Also mit Lug und Trug, sagst Du, hab' er mein Kind an sich gefesselt?“ fragte er. „Und sie ist fortgelaufen, wie sie es erfahren hat? — Sie muß bald kommen — sie könnt' schon da sein.“

Abgebrochen stieß er die Säge hervor und setzte unaufhaltsam seinen Marsch durch die verstörte Küche fort. Plötzlich blieb er stehen.

„Wann sie nicht kommt, so will ich mein Kind suchen gehen“, sprach er; „ich will mit ihr einen stillen Ort aufsuchen, wo . . .“

„Herrgott! was ist das?“ unterbrach ihn der erschreckte Kilian und deutete nach dem zerrissenen Fenster.

Der einsamen Käte war die Zeit zu lang geworden, Niemand hatte ihres Winfels Acht, da hatte sie sich einen Anlauf genommen und war durch das Fenster hereingesprungen, dessen durchrissene Fäden jetzt im Nachtwind flatterten.

Der Enderle hatte sich auf den Ruf herumgewandt, gleichgültig blickte er auf das Thier, welches buckelnd zu ihm heran schlich; da blinkte Etwas, das um das Bein der Käte sich geschlungen hatte, eigenthümlich in dem rothen Fackellichte zu ihm herauf. Der Mann beugte sich und griff nach dem unbekanntem, glänzenden Ding, aber wie von einem elektrischen Funken berührt, prallte er zurück, er hielt das glänzende Ding in der Hand; er trat zu dem Kienpane damit.

„Die Walpurg war da!“ sprach er dumpf.

Das, was er in der Hand hielt, war ein zerrissenes Silberfettchen mit einem gehenkeltten Muttergottesducaten daran, er kannte ihn, seine Tochter hatte ihn um den Hals getragen und vor ihr sein Weib, das war der Kopf des vierten Karls und der Unterschrift „Böheim's Segen“. „Allezeit Mehrer“ stand darüber, aber das war durchlöchert.

„Die Walpurg war hier“, sprach er nochmals.

Er griff nach der Kienfackel und leuchtete hinaus in den Hof, der rothe Schein lief über den Hirschkopf hin, er blinkte am Brunneneimer und drang ein in den tiefen Winkel bei dem Stall, aber er fand das Mädchen nicht.

„Rehmt mich mit, Enderle, wann ihr die Walpurg suchen geht“, sprach der Kilian.

Das Mädchen war langsam durch den Garten gegangen, als sie vom Fenster zurück trat, sie war in's Feld hinaus getreten und schritt langsam, aber ohne still zu stehen, vorwärts. Sie war wie in einem Banne befangen, wie in einem schweren Traum. Es lag ihr wie Blei in den Gliedern und im Kopfe schwer und erdrückend, aber dennoch trieb es sie rastlos umher: wollte

sie niedersitzen, dann jagte die innere, brennende Qual sie wieder auf, sie hätte laut schreien mögen vor Weh', und doch war ihr die Kehle wie zugeschnürt.

„Heiner! Heiner!“ presste sie endlich heraus und aller Schmerz des erlittenen Verraths, all' das unsägliche Weh' ihres Lebens und Liebens wand sich krümmend in dem Wort.

Sie lief über das Stoppelfeld, als könnte sie all den bösen Erinnerungen entfliehen, sie achtete es nicht, daß ihr Fuß jetzt über Waldwurzeln straukelte, daß die Waldbäume neben ihr aufschossen und ihr Kleid das dürre Geblätter von den Büschen streifte.

Endlich sank sie ermattet zusammen, stöhnend und schluchzend begrub sie ihr Gesicht in das feuchte Moos. Durch die Bäume fuhr seufzend der Nachtwind, und trübe, wie durch einen Trauerflor, blickte der Mond aus der nebeligen Wolkenhülle auf den herbstlichen Wald herab.

Der Enderle hatte beim Scheine der Kienfackel den Eindruck des schmalen Mädchenfußes im weichen Grunde vor dem Fenster gefunden, die Tritte gingen durch den Garten in's Feld. Der Enderle war nicht umsonst Wildschütz geworden und ein Finder der Wildspuren; er erkannte den leichten Fußtritt und die Spur des schleifenden Rocksaumes.

„Sie hat sich gegen den Wald zugewendet“, sprach er zu seinem Gefährten, „wir wollen eilen, daß wir sie noch finden.“

Es lag eine tiefe Angst in den wenigen Worten, ein Zweifel am Finden, der Bürgermeister konnte sich selbst kaum Rechenschaft davon geben, warum auf einmal eine so unsägliche Angst sein Herz wie mit eisernen Klammern umspannte.

Wortlos eilte er vorwärts, in Hemdärmeln, wie er in der Küche gefessen hatte, ohne Waffen. Die Kienfackel hielt er hoch aufwärts, scharf umher spähend.

Der Kilian vermochte kaum dem raschen Manne zu folgen, fast scheu blickte er ihn an, wie er vor ihm herschritt, die rothe Flamme über seinem Haupte züngelnd und einen langen, schwarzen Streifen von Rauch und Qualm in die neblige Mondnacht werfend.

„Enderle, wann ich Euch so von ohngefähr jetzt begegnen thät“, sprach der Kilian, „ich ging Euch weiß Gott aus dem Weg. Ihr wißt' die Leut' sagen Euch allerhand nach, und wie Eure Raß' vord (vorhin) so aus dem Fenster gesprungen ist, da hätt' sich noch ein Anderer wie ich gekreuzt und gesegnet.

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten.

Mich soll's nicht wundern, wenn die Leut' sagen, Ihr wäret heut' Nacht mit einem Teufel über Feld geritten."

"Laß sie schwägen", antwortete der Enderle.

"Ihr redet aber auch nie dagegen", sprach der Andere.

"Kann ich jedem Narren das Maul binden?" fragte der Erstere, welchem der Nimbus des Abenteuerlichen und Zauberhaften offenbar nicht ungelegen war.

So schritten die Beiden dem Walde entgegen, über welchen Nebel und Nacht immer tiefer sich senkten.

Die Walpurg hatte ihr bedrängtes Herz mit einem Thränenstrom erleichtert. Sie hatte noch keine Thräne gefunden seit gestern, um ihr Leid auszuweinen, jetzt ward ihr wohlter, der dumpfe Druck wich langsam aus ihrer Seele, ihre Augen brannten nicht mehr so schmerzhaft, aber dafür war eine um so tiefere Wehmuth über sie gekommen, sie fühlte sich unendlich elend und verlassen.

Sie stand auf von dem moosigen Steine, auf welchem sie gesessen, sie ward jetzt erst gewahr, daß sie im tiefen Walde, allein sei.

Eine unbezwingbare Furcht kam über das Mädchen, sie war keine der starken Naturen, welche das Ungewöhnliche zur ungewöhnlichen Kraftäußerung aufruft. Sie war behütet und bewahrt worden bislang, weich und lind war ihr Leben dahin gestossen; jetzt war ihr Felsengeröll in den Weg geschleudert und wirre Hemmnisse, das Unvermuthete, Unerwartete brach ihr den Muth und die Kraft. Sie war noch nie bei Nacht im Freien gewesen, nie so allein.

Sie blickte um sich, zwischen den schwarzen Stämmen lag tiefe Nacht, und auf den Gipfeln der Bäume ein bleifarbenener, matt erleuchteter Nebel. Jetzt erst fühlte sie die Nachtkälte, die ihr schauernd durch's Mark drang, während die Angst ihr heiße Schweißtropfen auf die Stirn perlte.

Die tiefe Stille ringsum war ihr furchtbarer als der wildeste Lärm es gewesen wäre, sie hörte mit Schauern ihren Fuß in den dürrn Blättern rascheln, ja ihren eigenen hastigen Athem durch das tödtliche Schweigen.

Von wo sie gekommen war, wußte sie nicht mehr, auf's Gerathewohl eilte sie vorwärts durch die Büsche. Hätte sie sich gefragt, ob sie ihr Leben retten wolle, sie hätte es unbedingt verneint, das Leben war ihr zu Leide geworden, aber der unbestimmte Trieb der Selbsterhaltung trieb sie vorwärts.

Stunden lang irrte sie umher, Nacht und Wald schienen kein Ende nehmen zu wollen, immer neue Baumgruppen und festverschlungene Büsche drängten sich ihr in den Weg, tappend, die Hände vorgestreckt, suchte sie mühsam sich

durchzuarbeiten. Bald hörte sie Wasser neben sich rauschen, bald stieß sie an einen umgestürzten Stamm; sie meinte Thürme über dem Walde aufsteigen zu sehen, Stimmen, Glockenläuten zu hören, es sumimte ihr schwirrend vor dem Ohr, ihr Herz pochte und hämmerte, feurige Funken und Faden tanzten vor ihren Augen, sinnlos stürzte sie vorwärts. — — Da — was steht dort in gespenstlichfurchtbarer Gestalt? — ein verzerrter Weidenbaum, gebogen und verkrümmt.

Erschrocken fährt das arme verwirrte Mädchen zurück, auf dem feuchten Boden weicht ihr Fuß — sie schwankt und stürzt — mit der Stirn schlägt sie auf einen todtten Weidenstrunk auf, bewußtlos und ohnmächtig rollt auf dem abhängenden Boden der willenlose Körper des Mädchens herab, er gleitet über das nasse Niedgras zu dem stillen Wasser hinunter, das unter den überhängenden Weiden leise vorbeirauscht.

Die Wasser öffnen und schließen sich über dem schönen Weibe, das ohne Todeskampf da hinabgesunken ist in das kühle, schimmernde Bett, über das der Wald seine laubigen Gardinen gehängt hat. Die Wellen trinken den letzten Athemzug von den halbgeöffneten Lippen, sie streichen lind und schmeichelnd über die Brust hin, in welcher das angstvoll zuckende Herz so still und ruhig geworden ist.

IX.

„Enderle, Ihr werdet doch nicht meinen, daß die Walsburg so weit in den Wald gelaufen ist?“ sprach der Kilian.

Der Mann mit der Kienfadel deutete statt aller Antwort auf das durchbrochene Unterholz, er hob eine goldgestickte Frauenkappe auf, die, von den Zweigen abgestreift, an einem dürrn Ginsterbüschel hing.

„Da ist sie durch“, sprach er finster.

„Enderle, sehet Ihr nicht, wo wir sind? das sind die Thürme von Schwegingen, grad' vor uns; ich mein', wir sind genarrt und sie sitzt warm bei ihrem Schatz im Schloß.“

Der Enderle wandte sich um.

„Dazu hätt' sie einen kürzeren Weg nehmen können“, sprach er dumpf.

„Enderle, zu was schleppt Ihr immer den Kienbrand mit 'rum?“ sprach der Kilian. „Löschet ihn aus, so kommen wir in der Morgendämmerung besser

heim; ich wollt' nicht, daß Einer von des Pfalzgrafen Leuten uns da finden würd'."

Grau und bleifarben hing das erste Tageslicht auf dem Walde, von den Bäumen tropfte der Nebel wie eiskalte Thränen, die Weidenbäume blickten mit hängenden Zweigen und rissigen, moosbedeckten Scheiteln in das Wasser.

Enderle hückte sich nieder, er tauchte die Fackel abwärts in's Wasser, zischend verlöschte die rothe Flamme, rheinwärts trieb der niedergebrannte Rienspan und aus dem wasserüberrollten Kieselbett schimmerte hell ein weißes, blaßes Antlitz herauf.

Unwillkürlich war der Enderle in die Knie gebrochen, er starrte in das Wasser, als schwimme ein Traumgesicht an ihm vorüber.

„Was habt Ihr?“ fragte der Kilian.

Der Enderle sprang auf, er packte den Arm des jungen Bauern und zog ihn gegen das Wasser, er deutete auf den blassen Leichnam, mit dessen Haar und Gewändern die Wellen spielten; er sprach kein Wort, aber sein Griff war wie der einer eisernen Zange, sein Athem wie das wüthende Schnauben eines zu Tode getroffenen Stieres.

„Herrgott! Walpurg! Du arme, arme Mahd!“ klagte der Kilian.

„Sei still!“ sprach der Enderle und hob drohend die Hand gegen seinen Gefährten.

Durch die Bäume zog ein schneidender Windhauch, in Fegen zerrissen jagte der Nebel durch das Geäst, knarrend und stöhnend schüttelten die Bäume ihre Kronen, daß die gelben Blätter weit umherstoben und nieder sanken, geschwundene Lenze.

Der Bauer war in das niedrige Wasser gestiegen, er hob die triefende, schlanke Gestalt zu sich empor und stieg das Ufer hinan.

Der Kilian blickte ihm händeringend und jammernd entgegen, er konnte es nicht fassen, daß der Vater nicht eine Thräne, nicht einen Jammerlaut für sein Kind hatte; aber wie er den Enderle jetzt heraufsteigen sah, da war es ihm, als ob sein eignes Herz stille stehen müsse vor dem ungeheuren, tonlosen Schmerz des Mannes. Wer bleicher war, der lebende Mann oder der kalte Leichnam in seinen Armen, das konnte der Kilian nicht sagen.

Langsam, mit schweren Schritten, stieg der Enderle herauf, über seine Schulter hing der Kopf des Mädchens, ihr aufgelöstes Haar sank schwer und triefend hernieder, von den hängenden Armen und dem Gewande rann das

Wasser in kleinen Bächen herab, eine feuchte Straße zog sich durch die herbstlichen Blätter.

Wenn ein furchtbarer Schmerz den Menschen betroffen, da giebt es kein Wort und kein Bild, ihn zu schildern, keinen Trost, ihn zu lindern — dann laßt Schweigen Gold sein! — —

„Geh' heim, Kilian, hol' mir Spaten und Geschirr“, sprach endlich der Mann.

„Vetter, Ihr werdet doch die Walpurg nicht in ungeweihtem Boden begraben wollen, ohne Messe und Gebet?“ fragte vorwurfsvoll der Kilian.

„Ja, ich will!“ antwortete der Mann. „Das Gebein, das im wilden Grund liegt, soll aufstehen wider seinen Mörder am Tag der Posaunen! Ich will ihn laden zum Tage des Gerichts. — Geh!“

Langsam und oft rückwärts blickend, mit thränenden Augen, folgte der Kilian der Weisung.

Sanft legte der Enderle den steifen Körper seines Kindes auf das Moos, er setzte sich neben sie und begrub sein Gesicht in beide Hände. Langsam und schwer rannen ihm heiße Thränen durch die geschlossenen Finger und fielen auf die kalte Stirn des Mädchens.

In tiefem Schweigen lag der Wald, nur das Wasser rauschte über die Kiesel, die dürrn Blätter schwirrten herab und sanken mit leisem Geraschel zu den anderen; nur der seufzende Athem des Mannes tönte durch die tiefe Stille.

Da ward von fern Hundegebell laut, es knackte in den Büschen und mit weiten Sätzen sprang ein Wasserhund durch das Gestrüpp.

Da stand er still — witternd und spürend sog er die Luft ein, heulend und winselnd, Schweif und Ohren gesenkt, schlich er zu dem Leichnam hin. Er beleckte die kalten Hände des Mädchens, er schnupperte an ihrem nassen Gewande und ließ mit klagendem Todtengeheul sich zu ihren Füßen nieder.

Dem Hunde folgte ein einzelner Waidmann, mit vorgehobenem Arme und gesenktem Angesicht arbeitete er sich durch das wirre Geflecht der Zweige.

Jetzt trat er auf die Lichtung am Wasser, er schüttelte die welken Blätter von seiner Jagdmütze, er hob den Kopf — — da standen sie, Auge in Auge, einander gegenüber, Ott Heinrich, der Pfalzgraf bei Rhein, und der Enderle von Ketsch.

Eine leichte Blässe überflog das Gesicht des jungen Mannes, und mit sichtlich erzwungener Fassung fragte er:

„Was treibt Ihr auf meinem Revier?“

„Tödt!“ antwortete dumpf der Enderle.

Der Pfalzgraf folgte der gesenkten Hand des Mannes mit raschem Blick und sprang mit einem jähen, erkennenden Schrei gegen den Leichnam.

„Ihr habt sie getödtet!“ rief er.

Der Enderle lachte wild auf.

„Ho, Prinzlein, jetzt gilt's nimmer, Deine Sünden auf andere Schultern zu laden!“

„Walpurg! Walpurg! Du lieber Schatz!“ rief der Pfalzgraf mit den klagenden Tönen der Reue und des Schmerzes, indem er, sich beugend, die Hand der Todten zu erfassen suchte. Die eiserne Faust des Enderle aber riß ihn ungestüm wieder empor.

„Rühr' sie nicht an, Bube!“ knirschte der Mann, und grub seine Finger so tief und fest in den Arm des Prinzen, daß dieser nur schwer einen Wehlaut unterdrückte.

Er konnte nicht nach seinem Jagdmesser im Gurt greifen, denn auch seinen rechten Arm hielt der Enderle mit eisernem Griffe umklammert.

„Laßt mich los, Mann!“ rief der Pfalzgraf. „Gebt mir nur einen Arm frei, und wir wollen ehrlich ringen, Leben um Leben!“

„Meinst Du, Bürschlein?“ grollte der Mann. „Meinst Du, mit dem Tropfen Deines armseligen Lebens wäre der Durst meines Hasses gelöscht? Drück' ich Dich jetzt todt, und ich kann's, dann hab' ich Dich morgen nicht mehr, und allezeit meines Lebens, um mit den Geistern meiner Rache Dich zu jagen.“

Mit einem Stöße seiner gewaltigen Faust schleuderte er den taumelnden und schauernden Prinzen zurück, und die gespreizte Hand gegen ihn ausstreckend, rief er:

„Wie Du mein Haus zertrümmert hast, so soll Dein Haus brechen und soll kein Stein auf dem andern bleiben! Dein Name und Stamm sei ausgelöscht, wie ein verlodert Feuer! Wie Du mich zum kinderlosen Manne gemacht, so sollst Du leben und sterben ohne Sohn noch Tochter zu Deiner Seite, noch einen Enkel an Deinem Grab! Ich will Dich hegen und jagen über Land und Meer, über Tod und Grab! Ich will . . .“

Da klangen Hörner und rufende Stimmen, unter nahenden Tritten knackte das dürre Gehölz.

Der Enderle hob seines Kindes Leichnam auf, er warf ihn über die

Schulter, daß ihr nasses Haar wie ein Mantel über seinen Rücken wallte; mit geschleifter Ruthe und gesenktem Kopfe folgte ihm der Hund, hinter ihm schloß sich der Wald, die Zweige schlugen zusammen und der Pfalzgraf war allein.

So fand ihn sein Gefolge erschüttert und erschöpft.

X.

Das ist die Geschichte vom Enderle von Ketsch, von welchem die Heidelberger Chronik meldet:

„Wie Herr Ott Heinrich mit sammt seinem Kanzler, dem Mufenhäuser, da er auf der Rückfahrt war von Palästina, hat ein sonderbar Abenteuer und Gesicht gehabt. — Dann wie sie kamen in das griechische Meer und gen die Insel, so man nennet Cypern, hat sich ein groß Gebraus erhoben mit Donner und Blitz, und ist darin ein Schiff gefahren kommen, wie ein Nebelstreif, sonder Steuer noch Ruder. An des Mast hat ein Mann gestanden in Hemdsärmeln und hat gerufen: „Jetzt weicht! jetzt flieht! es naht der Enderle von Ketsch!“ Und ist selbiges Schiff zerronnen, wie eine zerblasene Wolke, wann der Wind d'rin fährt. — Wie sie aber wiederum nach Deutschland gekommen sein, so haben sie alda vernommen, wie auf dieselbigte Tag und Stund' der gar böshaftig' Burgmeister Enderle von Ketsch Tods verblichen ist. — Dem seiner armen Seel' woll' Gott gnädig sein.“

So weit die Chronik.

Wann und wo den Bürgermeister von Ketsch der Tod zu erlösen kam von der Last seines Lebens, ist nicht bekannt. Aber es gehörten starke Eindrücke, tiefe Furcht und schweres Unrecht dazu, um den Mann in Hemdärmeln vor dem Auge des Fürsten als dräuende Erscheinung aufsteigen zu lassen, den stiernackigen, rheinischen Bauern über die lauen Wellen des Mittelmeeres, durch die Düste der cyprischen Myrthen- und Orangenhaine, in Sturm und Blitz fahren zu sehen, als den mahnenden, zürnenden Geist des zertretenen Volkes.

Doch die Geschichte ist gerecht. Sie sieht, was Ott Heinrich in den wenigen Jahren gethan, in welchen der Kurhut seine Stirn schmückte, sie weiß, daß er mild und gerecht regierte, und an seinem Volke das Opfer fühlte, welches seiner wilben Jugend gefallen.

Des Enderle Fluch zwar ging theilweise in Erfüllung. Kinderlos, in kalter Ehe mit Susanna von Bayern, lebte Ott Heinrich, aber das Kind seines Geistes, welches er der Nachwelt hinterließ, sein stolzer Bau, ist nicht

so zerfallen, daß nicht staunend der späte Enkel vor dem Wunderwerk stünde, und die Pracht des Heidelberger Ott-Heinrich-Baues als die Perle der Baukunst des sechszehnten Jahrhunderts rühmte. „Mich baute Ott Heinrich!“ ruft der in Ruinen noch so wunderbar schöne Bau, und dankend geht der Wanderer vorüber.

Aber da, wo der Mann den schönen, blassen Leichnam in den Armen hing, da wick der Wald dem Park. Wo das Wasser rann aus dem gelösten Haar des toten Weibes, da rieselt es jetzt aus den Haaren und über den marmornen Leib der Nymphen, da steigt es als perlender Springquell aus den Nüstern des Delphins, da speit in weitem Bogen der wunde Hirsch es hin, da strömt es aus den Urnen der Najaden, über welche die ragenden Waldbäume und griechischen Tempel ihre Schatten werfen. Aber der Geist des Vergessens schreitet auch durch den prächtigen Garten von Schwefingen mit verwischenden Sohlen, und die Wasser rinnen und rieseln durch den stillen Park, wie durch den an den Rheinsaum gedrängten Wald unaufhaltsam meerwärts, über Leben und Tod.